# Der Liebesprozess beim Menschen.

(Eine psychologische Studie.)

Von Dr. **A. Aletrino.**

Es ist schwer zu entscheiden, wo, wann und durch wen zuerst die Auffassung vertreten wurde, man müsse in den Gefühlen, die die Ursache zur körperlichen Vereinigung, zum geschlechtlichen Verkehr zweier Menschen sind, einen solchen Unterschied machen, dass man „Liebe“ als eine höhere, den „Geschlechtstrieb“ als eine niedrigere Aeusserung der Menschenseele betrachten muss. Tatsache ist, dass man diesen Unterschied gemacht hat und dass viele bis auf den heutigen Tag noch an diesem Unterschiede festhalten.

Weil man jedoch das Unhaltbare einer solchen Unterscheidung begriff und sah, dass jedes „höhere“ Gefühl, jede Liebe schliesslich in der niedrigen Aeusserung des Geschlechtstriebes endete oder darauf hinauslief, hat man nach einer Entschuldigung für diese niedrigen Aeusserungen gesucht. Man hat einen „Befruchtungsinstinkt“, einen „Befruchtungsdrang“ beim Menschen angenommen, man hat erklärt, dass, wenn die sexuelle Aeusserung mit dem vorausbestimmten Zwecke der Kinderzeugung erfolgt, die niedrigere Aeusserung zu einer höheren wird, und dass sich dadurch der Mensch über das Tier erhebt, und dergleichen willkürliche Auffassungen mehr, deren Aufzählung zu weit führen würde.

Trotz aller dieser Erörterungen ist der Zweifel in betreff der Frage, ob die sexuelle Handlung verwerflich ist oder nicht, bestehen geblieben, und es gibt Menschen, die noch immer die sexuelle Handlung, aus welchen Gründen sie auch erfolgen mag, als etwas Minderwertiges ansehen, was die Liebe verunreinigt und entheiligt und die darin etwas sehen, was sie „das Tier in der menschlichen Natur“ nennen.

Es hat mich stets gewundert, dass man, während man alle anderen Funktionen des Körpers und der Sinnesorgane, die dem Menschen mit dem Tiere gemeinsam sind, unbeachtet lässt, nur über das Geschlechtsleben in wegwerfendem Tone spricht, und gerade nur darin den Menschen mit dem Tiere vergleicht. Wenn man alle anderen Funktionen, die beim Menschen wie beim Tiere auftreten, alle Handlungen und Aeusserungen, in denen der Mensch mit dem Tiere übereinstimmt, beim Menschen unterdrückt sehen wollte, so würde bald nichts mehr von der Menschheit übrig sein.

Wunderbar ist es nicht, dass über das Geschlechtsleben so viele verschrobene und verkehrte Anschauungen bestehen. Das Geschlechtsleben ist einer der Gegenstände, worüber sich jeder das Recht einer eigenen Meinung anmasst, ohne dass er es studiert hat. Und dabei ist es ein Gegenstand, der noch stets, da man es unsittlich findet, nur mit einer starken Zurückhaltung angefasst wird, und dessen Besprechung man, soviel als möglich, vermeidet. Es ist noch nicht lange her, dass selbst von wissenschaftlicher Seite das Studium des Geschlechtslebens beinahe vollständig verwahrlost war und man sich gar nicht darum bemühte tiefer einzudringen. Selbst noch jetzt ist die Furcht, das Thema wissenschaftlich zu behandeln, so gross, dass die Hochschullehrer, wenigstens in Holland, das Geschlechtsleben nirgends zu einem Gegenstand des Vortrages vor den Studenten machen, und dass die angehenden Aerzte in ihren Kollegs darüber nichts hören. Ein Wunder ist es daher nicht, dass die meisten Aerzte ebensowenig davon wissen, wie die Laien, und dass sowohl von Aerzten, als von Laien allerlei verkehrte Gedanken, Theorien und Meinungen darüber geäussert werden.

Nun könnte man ruhig dieses Theoretisieren und diese theoretischen und willkürlichen Meinungen unbeachtet lassen, wenn nicht die Folgen so ernst wären. Viele Menschen leben unter dem Einfluss dieser falschen Meinungen und Auffassungen in peinlichen Zweifeln und in einem fortwährenden nervenzerrüttenden Zwiespalt. Sie gehen niedergedrückt umher, und es wird dadurch nicht allein ihr Lebensgenuss verbittert, sondern es erfährt auf die Dauer auch ihr Körper einen nachteiligen Rückschlag.

Die beständigen Kämpfe, die sie mit ihrer eigenen Natur führen, das sich fortdauernd wiederholende Fallen und Wiederaufstehen, das beständige Streben, das Leben nach dem Prinzip ihrer Theorien zu führen, der Umstand, dass sie jedesmal und zwar mit Schmerz erkennen müssen, wie ihnen die Kraft fehlt, auf die Dauer durch sich selbst eine andere Lebensweise anzunehmen, dass sie wieder und wieder in dem verzweifelten Kampf unterliegen, unterminiert auf die Dauer ihr seelisches und körperliches Gleichgewicht. Das Ende ist in so manchen Fällen entweder ein beinahe unheilbares Nervenleiden, oder — was noch die beste Lösung ist — ein Aufgeben aller Prinzipien und Theorien auf diesem Gebiet. Nur ein Arzt weiss und kann wissen, wieviel Leiden durch verkehrte und willkürlich aufgestellte Theorien über das Geschlechtsleben in den letzten Jahrzehnten unter die Menschen gekommen sind und fortwährend noch weitere Schlachtopfer fordern.

Es ist daher von Bedeutung und nützlich, der Frage nachzugehen, welche Ergebnisse die wissenschaftliche Untersuchung der letzten Jahre auf diesem Gebiete schon gebracht hat. Wenn auch die Frage dadurch noch nicht zu einer in allen Teilen befriedigenden Lösung gebracht

ist, so kann man doch sicher daraus erkennen, dass, was das Geschlechtsleben für sich selbst betrifft, von einem Unterschied zwischen hoch und niedrig keine Rede mehr sein kann und darf, und dass Ausdrücke, wie „das Tier im Menschen", ein für allemal als Bezeichnungen nicht mehr gebraucht werden dürfen.

Die Erklärungen der früheren Autoren, ja sogar die Erklärungen neuerer Autoren und Untersucher, die über den Geschlechtstrieb gegeben werden [1]), bestehen entweder in neuen Worten für dieselben Begriffe, die bereits mit anderen Worten bezeichnet waren, oder sie umfassen nur Phasen, Unterabteilungen des ganzen Systems des Geschlechtstriebes.

Doch können wir aus der Betrachtung dieser Unterabteilungen, wenn auch der Kern der Frage noch ungelöst bleibt, schon einen ziemlich weitbegrenzten Einblick in den Geschlechtstrieb erhalten.

Bevor wir eine Erklärung des Geschlechtstriebes suchen, ist es wünschenswert, sorgfältig festzustellen, was wir hierunter verstehen und den Begriff von den verwandten, womit er verwechselt werden könnte, zu unterscheiden. Verwandte Begriffe sind, wie einige Untersucher angeben, die bewusste und unbewusste Neigung zur Befruchtung und die mehr oder weniger altruistische Liebe zu einem Wesen des anderen Geschlechts. Der Geschlechtstrieb ist etwas anderes. Wir verstehen darunter das Bedürfnis nach dem Koitus, nach der sexuellen Berührung mit einer anderen Person. Dieses Bedürfnis kann seine Ursache in den verwandten Gefühlen finden und kann selbst einerseits Ursache sein, dass die verwandten Gefühle auftreten. In dem einen Fall bleibt der Geschlechtstrieb, wie wir ihn definieren, im Hintergrunde, und es treten die verwandten Gefühle in den Vordergrund; im anderen Fall tritt das Umgekehrte ein. In einigen Fällen bleiben die verwandten Gefühle so verborgen, dass sie entweder nur eben angedeutet sind oder überhaupt nicht auftreten.

Sowohl bei vielen älteren Schriftstellern wie bei neueren Forschern findet man die Auffassung, dass der Geschlechtstrieb nichts anderes ist als ein Trieb, sich von Ueberflüssigem zu entlasten. Damit soll ein gewisses Lustgefühl verbunden sein, das stärker und grösser ist, je nachdem der Reiz, der infolge der Unterdrückung des Entlastungstriebes entsteht, grösser und kräftiger ist.

---

[1]) Wir sollten uns einer näheren Umschreibung der Worte „Instinkt", „Drang", „Trieb" und anderer aneinander grenzender und ineinander übergehender Begriffe enthalten. Hier ist das letzte Wort noch nicht gesprochen, und die verschiedenen Auffassungen sind bei den verschiedenen Schriftstellern darüber so verschieden, dass es eine Arbeit ohne Grundlage sein würde, eine Definition zu suchen, mit der jeder übereinstimmt oder gegen die keine Einwendungen erhoben werden könnten. Da man einander ganz gut versteht, wenn man die Worte braucht, von denen eine gute für alle Fälle genügende Definition noch fehlt (wir wollen nur an die Worte „Krankheit" und „Gesundheit", „normal" und „abnorm" erinnern), brauche ich auch hier die Worte in der gewöhnlichen alltäglichen Bedeutung.

Die Auffassung, dass der Geschlechtstrieb nichts anderes ist als ein Trieb zur Entleerung, ist sehr verbreitet. Im Argot heisst ein öffentliches Haus noch „die Kloake". Im Mittelalter sagten die Mönche, dass die Frau ein Tempel ist, aufgerichtet über einer Kloake (Mulier speciosa templum aedificatum super cloacum). Und Montaigne[1]) sagte, die Venus ist nichts anderes als das Vergnügen, seine Gefässe zu entleeren. Féré zeigte sich als ein Anhänger der Entleerungstheorie, wenn er sagte: „L'appétit sexuel est tout d'abord un besoin général de l'organisme, il a à sa base une sensation de plénitude, une sorte de besoin d'évacuation"[2]).

Man glaubte eine Zeitlang, eine Unterstützung für die Entleerungstheorie in den Ergebnissen der Tierversuche gefunden zu haben, und nahm an, dass die antreibende Ursache für den Geschlechtstrieb vor allem in der grösseren oder geringeren Fülle und Spannung der Samenblasen und der Testikel gesucht werden müsse.

Spallanzani hatte gefunden, dass man dem männlichen Frosch während des Koitus die ärgsten Verstümmelungen zufügen, selbst den Kopf abschneiden kann, ohne dass dadurch der Koitus abgebrochen wird.

Goltz, der die Spallanzaniversuche wiederholte und erweiterte, kam zu dem Schluss, dass nicht ein bestimmtes Organ sondern das ganze Nervensystem durch den Reiz in Mitleidenschaft gezogen wird, was daraus hervorgeht, dass man die verschiedensten Sinnesorgane wegnehmen kann, ohne dass die Umarmung aufgehalten wird. Schnitt man jedoch die Brusthaut an der Innenseite der Arme beim Männchen weg (es ist dies der Ort, wo beim Koitus die engste Berührung mit dem Weibchen statthat), dann fand die sexuelle Umarmung nicht statt. Es scheint also, dass die sexuellen Gefühle durch diese Teile geweckt werden. Mindestens ist es ohne Einfluss, ob die Testikel weggeschnitten sind oder nicht. Wenn die genannten Teile der Haut unversehrt waren, kam der Koitus zustande. Daraus geht hervor, dass der Trieb, die Spannung in den Testikeln zu vermindern, nicht die Ursache des Geschlechtstriebes war. Goltz wies aber darauf hin, dass der trotz der Entfernung der Testikel fortgesetzte Koitus durchaus nicht ein Beweis war, dass der Reiz von den Testikeln nicht ausging. Waren einmal die Nervenelemente zur Funktion geweckt, dann können sie ihren Einfluss ausüben, auch wenn der Reiz, der zu dieser Funktion die Anregung gegeben hat, längst aufgehört hat zu wirken. Es kann dann sehr gut der Fall eintreten, dass der fortgesetzte Koitus eine Folge des Reizes war, der von den Testikeln ausging, während diese schon entfernt waren. Waren indessen die Testikel einige Monate vor der

[1]) Montaigne, Essais. 3. Buch. Kapitel 5. — [2]) Féré, L'instinct sexuel. Paris. Alcan. 1899. p. 6.

Paarungszeit entfernt, d. h. vor der Zeit, wo die Nervenelemente zur Funktion angeregt waren, dann blieb der Koitus ganz aus.

Nahe standen diesen Versuchen diejenigen, die Tarchanoff vornahm. Er wiederholte die Versuche von Spallanzani und Goltz und kam zu einem gleichen Ergebnis, was die Testikel betrifft. Auch bei seinen Versuchstieren hörte die Umarmung nicht auf, wenn er neben sonstigen Verstümmelungen auch die Testikel entfernte. Aber trotzdem schien es ihm, dass die Umarmung sofort oder nach kurzer Zeit aufhörte, wenn er die Samenblasen bei seinen Tieren wegschnitt oder entleerte. Spritzte er dann Milch oder eine andere Flüssigkeit in die Samenblase hinein, dann wurde die Umarmung von dem Männchen wieder ausgeführt. Daraus schloss Tarchanoff, dass die Samenblasen beim Frosch und wahrscheinlich auch bei den Säugetieren die Orte sind, von wo der Reiz ausgeht, der auf reflektorischem Wege die sexuellen Handlungen zustande brachte. Die Entleerungstheorie schien somit bewiesen.

Steinach in Prag wiederholte jedoch nach Jahren die verschiedenen Versuche. Wohl musste er zugeben, dass die Auffassung Tarchanoffs, was Frösche betrifft, richtig war, aber er bezweifelte, ob sie auch auf Säugetiere zuträfe, und zwar hauptsächlich deshalb, weil die Samenblasen der Frösche nicht homolog denen der Säugetiere sind. Bei seinen Versuchen mit weissen Mäusen sah er nicht nur, dass die Versuchstiere, obschon die Samenblasen weggeschnitten waren, den Koitus fortsetzten, sondern gleichzeitig, dass die Samenblasen kein Sperma, sondern eine eigenartige Flüssigkeit enthielten. Es scheinen ihm deshalb die Samenblasen vom Frosch und vom Säugetier anatomisch verschieden zu sein. Die Auffassung Tarchanoffs blieb jedoch, was die Frösche betrifft, unwiderlegbar. Steinach wiederholte die Versuche Tarchanoffs mit Rana esculenta, während dieser mit Rana temporaria experimentiert hatte. Obschon das sexuelle Verhalten beider dasselbe ist, besitzt Rana esculenta keine gefüllten Samenblasen, sondern die Samenblasen werden bei ihm während des Koitus gefüllt. Von einem Reiz, der von der gefüllten Samenblase ausging, kann also in diesem Fall nicht gesprochen werden und zwar um so weniger, als der Koitus noch 6 oder 7 Tage, nachdem die Samenblasen vorsichtig entfernt worden waren, ausgeführt wurde. Daraus scheint hervorzugehen, dass der Reiz nicht von den gefüllten Samenblasen ausgehen konnte. Hingegen scheint aus den ferneren Kastrationsversuchen, die er vornahm, zu folgen, dass geschlechtsreife, kastrierte Mäuse im Anfang ebenso potent blieben, wie sie vor der Kastration waren, aber dass ihre Potenz langsam abnahm, während sie sexuell ebenso reizbar wie vorher blieben. Die Mäuse, die er vor der Pubertät kastriert hatte, zeigten später noch eine ziemlich grosse sexuelle Erregbarkeit, die sich

jedoch schon nach einem Jahre zu mindern begann, während sich gleichzeitig auch Zeichen einer frühzeitigen Senilität einstellten.

Dass der Geschlechtstrieb noch nach Entfernung der Keimdrüsen bestehen kann, kann man auch bei kastrierten höheren Tieren und bei kastrierten Menschen bemerken. Von Tierärzten ist wiederholt beobachtet worden, dass kastrierte Stiere und Hengste wiederholt versucht haben, sich mit Kühen oder Stuten zu paaren, und dass die kastrierten Hengste selbst noch sehr lange feurig blieben, natürlich ohne dass sie befruchten konnten. Eine gleiche Beobachtung ist von verschiedenen Untersuchern bei kastrierten Menschen gemacht worden.

Man muss unterscheiden, je nachdem der Verschnittene ein „weisser" oder ein „schwarzer" Eunuch ist und je nachdem die Operation vor oder nach der Pubertät ausgeführt wurde. Wo die Bezeichnungen Eunuch und Kastrat allgemein miteinander verwechselt werden, muss man bedenken, dass „weisse" Eunuchen Personen sind, bei denen nur die Testikel entfernt wurden, „schwarze" hingegen die, bei denen sowohl die Testikel wie das Membrum weggenommen wurden [1]). Die Römer unterscheiden 4 Arten von Verschnittenen: die echten Kastraten, bei denen Membrum und Testikel entfernt waren (übereinstimmend mit den „schwarzen" Eunuchen, die man gegenwärtig noch in der Türkei findet), Spadones, bei denen nur die Testikel weggeschnitten waren (übereinstimmend mit den „weissen" Eunuchen), Thlibiae, bei denen die Testikel nicht weggeschnitten sondern zertrümmert waren und Thlasiae, bei denen nur der Samenstrang durchschnitten war [2]). Gegenwärtig findet man nur noch echte Kastraten und Spadones.

Die Spadones waren bei den römischen Frauen aus den höheren Ständen sehr beliebt und wurden von ihnen gern zu sexuellem Verkehr benutzt. Nicht allein, weil die Frauen keine Folgen zu erwarten hatten, sondern vor allem weil sie dann nicht nötig hatten, einen Abort einleiten zu lassen, wie Juvenalus in seinen Satiren sagt: „. . . et quod abortivo non est opus." Matignon, ein früherer Arzt bei der französischen Gesandtschaft in Peking, schreibt über die chinesischen Eunuchen: „Obwohl man annimmt, dass die Eunuchen vollständig der sexuellen Ideen beraubt sind, scheint es doch, dass sie die Gesellschaft der Frauen suchen, in der Berührung mit ihnen Vergnügen finden und sie sehr wahrscheinlich unguibus et rostro benutzen [3]). Gustav Jäger schreibt: „Der Eunuch scheint keines sexuellen Affektes fähig zu sein, dagegen ganz entschieden die Kastraten, und diese werden sogar von

[1]) Brockhaus, Konversationslexikon. Art. „Eunuchen". — [2]) Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl. Würzburg. Stubers Verlag 1903, S. 8. — Möbius, Ueber die Wirkungen der Kastration. Halle. Marholds Verlag 1903. S. 26. — Teinturier, Les Skoptzy. Paris 1877. S. 36. — [3]) Matignon, Les eunuques du Palais Imperial de Pekin. Archiv d'anthrop. crimin. 1896. Dl. 11, S. 704.

unzüchtigen Weibern sehr gesucht, weil die Begattung ohne Folgen und ihr Glied sehr lange erigiert bleibt“ [1]).

Jäger hatte hier wahrscheinlich mit der Bezeichnung Kastraten die früheren Spadones und die gegenwärtigen „weissen“ Eunuchen im Auge. Schon Montesquieu kannte den Geschlechtstrieb, den die Verschnittenen noch zeigen können, und machte darüber Mitteilung in seinen „Lettres Persanes“, wo er Zélis sagen lässt: „Ich habe tausendmal sagen hören, dass die Eunuchen mit den Frauen eine Art Vergnügen geniessen, das uns unbekannt ist, dass die Natur sich für ihren Verlust entschädigt, dass sie Hilfsquellen hat, die die Nachteile ihres Zustandes beseitigen, dass man wohl aufhören kann, ein Mann zu sein, aber nicht aufhören kann, Gefühl zu haben, und dass man in diesem Zustand sich wie in einem neuen Gefühl befindet, wo man nur die Vergnügungen verändert“ [2]).

Teinturier schreibt: „Diejenigen (die Skopzen), die als Erwachsene operiert wurden, bewahren während ziemlich langer Zeit, wenn auch dauernd eine Abnahme eintritt, die Möglichkeit, unter dem Einfluss mechanischer oder selbst psychischer Erregungen zur Erektion zu kommen. . . . Gewisse Skopzen scheuen sich nicht, trotz ihrer Lehren die Fähigkeit, die sie bewahrt haben, zu benutzen und zu missbrauchen. Liprandi hat in St. Petersburg einen reichen Skopzen gekannt, der beständig Mädchen, besonders deutsche Mädchen, die man ihm aus Königsberg schickte, aushielt. Sehr wenige konnten bei ihm länger als ein Jahr bleiben; sie zogen sich mit schönen Belohnungen zurück, aber auch mit der unwiederbringlich verlorenen Gesundheit“ [3]). Lancaster teilte mit, dass sich der Eunuch allein durch das Fehlen der Geschlechtsorgane, nicht durch das Fehlen des Geschlechtstriebes vom gewöhnlichen Manne unterscheidet. Und Pelikan, der tiefgehende Untersuchungen über die Skopzen in Russland gemacht hat, führt aus, dass Individuen, die in ihrer Jugend kastriert wurden, später noch lange fähig sind, den Beischlaf auszuführen. Die Kastration im reifen Alter änderte den Geschlechtstrieb nicht im geringsten [4]).

Was die Folgen der Kastration bei Frauen anlangt, so wissen wir zwar darüber weniger als über die beim männlichen Geschlecht, aber aus den Literaturstellen, die Moll und Havelock Ellis hierüber aus verschiedenen Schriftstellern anführen, geht hervor, dass in einigen Fällen der Geschlechtstrieb unverändert bleibt, in anderen selbst erhöht wird. In wieder anderen Fällen wird später eine Verminderung, ja ein volles Fehlen des Geschlechtstriebes beobachtet. Was die Fälle be-

[1]) Gustav Jäger, Entdeckung der Seele. Kohlhammer. Leipzig 1884. 3. Aufl. 1. Bd., S. 203. — [2]) Montesquieu, Oeuvres complètes. Paris. Hachette 1874. Dl. 3. Lettres Persanes, lettre 53, S. 62. — [3]) Teinturier, l. c. S. 51. — [4]) Angeführt bei Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl. S. 19 ff.

trifft, wo der Geschlechtstrieb erhöht ist, so ist dies nach einer Bemerkung von Havelock Ellis wahrscheinlich darauf zurückzuführen, dass die Furcht vor Schwangerschaft nach der Operation ausgeschlossen war [1]).

Jayle fand unter 33 Frauen, die sich der Ovariotomie unterzogen hatten, 18 mit unverändertem Geschlechtstrieb, 3 bei denen der Geschlechtstrieb vermindert, 8 bei denen er ganz verschwunden war, und 3 die nach der Operation einen erhöhten Geschlechtstrieb zeigten. Bei 17 war der Genuss während des Beischlafs unverändert geblieben, bei 3 vermindert, bei 4 verschwunden und bei 5 erhöht. In 4 Fällen war der Beischlaf peinlich. In zwei Gruppen von anderen Fällen, wo entweder der Uterus und beide Ovarien, oder der Uterus allein entfernt war, waren die Erscheinungen unverändert. Glaeveke fand bei 27 Frauen, die sich der Ovariotomie unterzogen hatten, 6 die den Geschlechtstrieb behalten, 10 die ihn verloren hatten und 11 bei denen er vermindert war. Der Genuss blieb bei 8 unverändert, bei 10 war er vermindert; in 8 Fällen bestand kein Genuss mehr. Pfister berichtet von 99 Frauen, bei denen die Ovariotomie ausgeführt war. Er fand, dass Verlangen und Genuss bei dem Geschlechtstrieb gewöhnlich unverändert blieben. In 60 Fällen fand eine Verminderung oder gänzliches Fehlen des Genusses statt. Bei 46 operierten Frauen fand Keppler keine einzige, wo das Geschlechtsgefühl vermindert war. Der amerikanische Arzt Bloom fand, dass bei Frauen, die vor ihrem 33. Jahre kastriert wurden, fast niemals der Trieb ganz verloren ging. Die meisten hatten keine Verminderung, einige selbst Vermehrung des Triebes erfahren. In den Fällen hingegen, wo nach dem 33. Lebensjahr die Operation stattfand, trat eine langsame Verminderung des Triebes und des Genusses ein. Auch die Autoren, die Moll zitiert (Spencer, Wells, Hegar u. a.) berichten nur einmal von einer Erhöhung, dann einmal von einer Verminderung des Geschlechtstriebes. In anderen Fällen konnten sie keinen Unterschied beim Geschlechtstrieb vor oder nach der Operation feststellen.

Hieraus geht in gleicher Weise hervor, dass der Geschlechtstrieb nicht von der Schwellung der Geschlechtsdrüsen abhängt. Havelock Ellis führt ferner zwei Beweise an, durch die seine Behauptung noch mehr gestützt wird, die Tatsache nämlich, dass schon bei sehr jungen Kindern Geschlechtsgefühle vorkommen können, und die, dass bei Frauen lange nach ihrem Klimakterium geschlechtliche Gefühle bestehen bleiben können.

Was das erstere betrifft, so teilt er verschiedene Fälle von sehr jungen Kindern mit, bei denen schon sexuelle Gefühle auftraten [2]). Er

[1]) Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl. S. 9 ff. — Moll, Libido sexualis. Berlin. Fischers Buchhandlung. 1897. T. 1, S. 79 ff. — [2]) Havelock Ellis, Das konträre Geschlechtsgefühl. Uebersetzt von Kurella. Leipzig 1896.

zitiert Townsend[1]), der 5 Fälle von Kindern unter einem Jahr berichtet, von Mädchen, die alle auf Masturbation hinweisende Erscheinungen zeigten. Moll berichtet selbst von Kindern von 1 oder 2 Jahren, die schon masturbierten[2]). Rohleder berichtet Fälle von Masturbation bei Säuglingen, von denen das jüngste 4—5 Monate alt war[3]). Der Gynäkologe Braxton Hix zeigt ebenso, dass sexuelle Gefühle in der frühesten Jugend bestehen können[4]). In allen diesen Fällen kann davon keine Rede sein, dass die Keimdrüsen schon in einem geschwollenen oder gespannten Zustand hätten sein können.

Was die zweite Tatsache betrifft, die Havelock Ellis anführt, nämlich die Beobachtung, dass der Geschlechtstrieb nach dem Klimakterium fortbesteht, nach der Zeit, wo die Menstruation bereits aufgehört hat, so deutet es darauf, dass der Geschlechtstrieb, nachdem die Keimdrüsen aufgehört haben zu funktionieren, bestehen kann. Loewenfeld findet dasselbe[5]). Bloom, den Havelock Ellis anführt, fand bei 700 Fällen, dass der Geschlechtstrieb bis in das hohe Lebensalter unverändert blieb, und er berichtet von einer 70jährigen Frau, bei der 20 Jahre nach dem Aufhören der Menstruation von neuem ein lebhafter Geschlechtstrieb auftrat und der Genuss beim Koitus selbst grösser war als vor der Menopause[6]). Auch Moll bringt einige Beispiele, von denen er eines nach Börner, ein anderes nach Kisch[7]) zitiert, die dasselbe gesehen haben. Endlich beweisen die Fälle, wo das vollständige Fehlen von Uterus und Ovarien konstatiert wurden und die Individuen doch einen starken Geschlechtstrieb zeigten, oder wo die Ovarien so klein waren, dass sie nicht funktionierten und die Trägerinnen doch wiederholt Neigung zum anderen Geschlecht hatten, dass die Keimdrüsen oder die Schwellung oder die Spannung der Keimdrüsen nicht die unmittelbare Ursache des Geschlechtstriebes sind.

Fassen wir zusammen, so müssen wir aus den Kastrationsversuchen bei Tieren und aus den Beobachtungen bei kastrierten Menschen, ferner aus den Fällen, wo Personen im Klimakterium verkehren, positiv schliessen, dass die Keimdrüsen nicht die unmittelbare Ursache des Geschlechtstriebes sind, sondern dass sie den Trieb zum Geschlechtsakt wecken[8]) und dass sie — was aus den Versuchen bei Tieren einleuchtet und was deutlich ist aus dem stets langsam mehr und mehr nachlassenden Geschlechtstrieb der Kastraten — den Geschlechtstrieb verstärken.

---

[1]) C. W. Townsend, Thigh frictions in Children under one Year. (Annual Meeting of the American Pediatric Society. Montreal 1896) angeführt in: Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl. — [2]) Moll, Libido sexualis. Berlin 1897, S. 46. — [3]) Rohleder, Die Masturbation. Berlin 1902, S. 49 ff. — [4]) Braxton Hix, Angeführt in Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl. — [5]) Loewenfeld, Sexualleben und Nervenleiden. Wiesbaden, Bergmann, 1903. S. 29. — [6]) Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl. S. 12. — [7]) Moll, Libido sexualis. S. 65. — [8]) Möbius, Ueber die Wirkungen der Kastration. Halle a. S., Carl Marhold, 1903. S. 79, und Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl. S. 7.

Dass nach der Kastration keine Befruchtung eintritt, ist selbstverständlich, da die Keimzellen in den Keimdrüsen geformt werden. Etwas anderes ist jedoch die Frage betreffend das Bestehenbleiben des Geschlechtstriebes nachdem die Keimzellen entfernt sind. Als sicher ist anzunehmen — die Kastraten bei den Römern, die Skopzen, und die Beobachtungen an ovariotomierten Frauen, beweisen es — dass das Individuum wenn es nach der Pubertät kastriert wird, noch lange Zeit, wenn auch der Geschlechtstrieb in den meisten Fällen abnimmt, fähig und imstande ist, den Koitus auszuführen. Dies kann, wie wir gesehen haben, durch die Auffassung von Goltz erklärt werden.

Sie kann auch eine Erklärung für den Fall geben, wo vor der Pubertät die Keimdrüsen entfernt sind. In diesem Falle kann der Geschlechtstrieb, von Ausnahmefällen abgesehen, nach der Pubertät oder in der Pubertät ebenso wie bei Nichtkastrierten auftreten. Man muss hierbei bedenken, dass die Pubertät nicht plötzlich oder in einem eng begrenzten Zeitpunkt eintritt, sondern dass sie das Ende eines sich langsam vollziehenden Prozesses ist, eines langsamen, stufenweisen Uebergangs. Es ist (unter anderen durch Puech) bewiesen, dass die Ovarien während der ganzen Kindheit bis zur Zeit der vollen Reife an Umfang zunehmen. Ebenso wie mit den Ovarien liegt es bei den Testikeln [1]). Während dieser Zeit, vor allem gegen das Ende der vor der Pubertät liegenden Periode üben die Keimdrüsen ihren Einfluss aus, was man beweisen kann durch die Liebe von Kindern (wobei jede sinnliche Lust fehlt; das Kind weiss selbst von deren Bestehen nichts) zu Personen des andern Geschlechts. Wo nun die Pubertät langsam eintritt, die eigentlich das Ende einer stetig fortschreitenden Entwicklung der sekundären Geschlechtscharaktere ist, muss man annehmen, dass dieser Vorgang, diese Entwicklung mit dem Wachstum, mit der langsamen Entwicklung der Keimdrüsen verknüpft ist. Die Reize, die von den Keimdrüsen ausgehen (und diese Reize treten ein, wenn die Kastration nahe vor der vollen Pubertät stattfindet — die Pubertät ist bei den Menschen eine Frage von Jahren, bei den Tieren von Monaten —) oder schon ausgegangen sind, wenn auch das Individuum selbst davon nichts bemerkt hat, oder nur teilweise bemerkt, führen dazu, dass die Nervenelemente die einmal zur Funktion gereizt waren, ihre Arbeit fortsetzen, wenn auch die Keimdrüsen selbst fehlen.

Doch hierbei darf noch etwas sehr Wichtiges nicht vergessen werden — und dies ist beim Menschen von der grössten Bedeutung, während wir bei den Tieren noch sehr wenig von dem Vorgang wissen — nämlich, dass beim Menschen der Geschlechtstrieb auch eine zerebrale Grundlage hat [2]). Dies ist wahrscheinlich die Ursache, weshalb einige

[1]) Möbius, l. c. S. 28 ff. — [2]) Möbius, l. c. S. 78.

Individuen, die in ihrer Jugend kastriert waren, sich später so in Frauen verliebten, dass sie sie mit Gewalt zu erobern trachteten[1]). Bei ihnen war wahrscheinlich der zerebrale Geschlechtstrieb so gross, dass die übrig bleibenden Reize, nachdem die Keimdrüsen längst entfernt waren, genügten — und vielleicht würde es auch ohne diese Reize geschehen sein — sie verliebt zu machen.

Wahrscheinlich ist es auch der zerebrale Faktor bei dem Geschlechtstrieb, aus dem man die komplizierten Handlungen bei den Menschen erklären kann, die Havelock Ellis auseinandersetzt, und die nicht ausschliesslich dem Bedürfnis, sich von ein wenig Flüssigkeit zu entlasten, zugeschrieben werden können. Die Analogie zwischen dem Verlangen nach geschlechtlicher Aeusserung und dem Bedürfnis, sich einer Flüssigkeit zu entlasten, ist jedoch nicht zu verkennen u. zw. nicht nur bei niederen Tieren wie beim Frosch, sondern auch bei höheren. Aber deshalb ist man noch nicht berechtigt, den Geschlechtstrieb als einen Trieb zur Entleerung einer Flüssigkeit zu stempeln. Tatsächlich kann diese Erklärung für den ganzen psychischen Prozess im Geschlechtsleben des Weibes nicht genügen. Hier wird beim Koitus nur ein indifferentes Sekret aus den kleinen Drüsen der Geschlechtsorgane ausgeschieden. Dieses Sekret ist von geringer Bedeutung, und die Menge zu klein, als dass dadurch ein so tiefgehender Prozess entstehen könnte. Was den Mann betrifft, so weist Havelock Ellis darauf hin, dass die geringe Flüssigkeitsmenge, die beim Koitus zum Vorschein kommt, in keinem Verhältnis zu der Erregung steht, mit der die Handlung verbunden ist, und zu der Nachwirkung, die sie auf den menschlichen Organismus ausübt. Die Entleerungstheorie erklärt auch nicht die komplizierten Handlungen, die vor dem Geschlechtsakt erfolgen und die sowohl beim Menschen wie beim Tiere zum Koitus als Endakt führen, Handlungen, die dem kultivierten Menschen schon für sich selbst, ohne dass der Koitus als Endziel bewusst ist, hohe Befriedigung geben, und die man mit dem Namen „Hofmachen", „Werbung" oder ähnlich bezeichnet. „Der Geschlechtsakt hat manche Züge, die bei einer gewöhnlichen Entleerung fehlen, dabei fehlt ihm das eigentliche Charakteristikum einer Entleerung, die Auswerfung verbrauchten Materials; das Sperma ist nichts weniger als das und seine Retention ist für den Organismus vielleicht eher vorteilhaft als nachteilig[2])."

Mit dieser Auffassung stimmt jedoch von Römer nicht überein. Er behauptet gerade das Gegenteil. Die Funktion der Keimdrüse sei von zweierlei Art, nämlich einen bestimmten Stoff aus dem Körper zu entfernen und die Gelegenheit zu schaffen, dass ein neues Individuum

---

[1]) a. a. O. u. Halban, Die Entstehung der Geschlechtscharaktere in Archiv f. Gynäkologie. Bd. 70, 2. Heft. Berlin, August Hirschwald, 1903. S. 289. — [2]) Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl, S. 15.

entstehen kann. Eine Materie nun, so führt er weiter aus, die nützlich oder indifferent für den Körper ist, in dem sie gebildet wurde, wird gewöhnlich nicht nach aussen geführt. Wo dies dennoch geschieht, muss man schliessen, dass der Stoff, wenn er nicht entfernt wird, für den Körper schädlich sein würde. Eine solche physiologische Entfernung kommt dem Individuum zustatten. Wenn nun eine genügende Menge Sperma gebildet ist, so sorgt die Natur auf dem Wege der Pollutionen dafür, dass sie aus dem Körper herausbefördert wird. Dadurch erhält die Person, die sich eine Zeitlang niedergedrückt und unbehaglich gefühlt hat, ein Gefühl von Wiederaufleben, von Wohlbehagen, sie wird wieder lebendig und lebenslustig. Hieraus ersieht man, dass die Keimdrüsen einen besonderen Einfluss auf den Körper ausüben. Ebenso werden durch die Menstruation Stoffe, die für den Körper und für den Organismus der Frau schädlich sind, entfernt.

Beim Studium der Geschlechtsdrüsen muss man ebenso, wie man das bei anderen Drüsen tut, auf den Einfluss achten, den sie auf den Körper des Trägers ausüben. Die Beobachtung, dass die Einspritzung von Sperma, wie sie Brown Séquard und andere ausgeführt haben, die Lebenskraft erhöht, spricht nach v. Römer nicht gegen seine Auffassung, denn so sagt er: erstens ist es das eigene Sperma, das eingespritzt wurde, und zweitens erleidet das Sperma, sobald es den Körper verlassen hat, grosse Veränderungen. Die Spermatozoen, die sich im Körper gar nicht oder kaum bewegen, bewegen sich nach der Ausstossung aus dem Körper sehr stark. Sie besitzen also einen Stoffwechsel und gehen ziemlich schnell zugrunde [1]).

Obschon Naecke betreffend den schädlichen Einfluss des Spermas mit v. Römer übereinstimmt und vom Geschlechtsakte sagt, es handle sich dabei um die Abstossung eines dem Körper unnützen ja gefährlichen Stoffs, des Spermas [2]), so sind doch verschiedene Gründe gegen die Theorie v. Römers anzuführen.

Es sei gleich bemerkt, dass die Keimdrüsen nur eine Funktion haben, nämlich die Spermatozoen oder Ovula zu bereiten. Erst durch die Ejakulation — um nur von dem männlichen Individuum zu sprechen — wird das Sperma aus dem Körper hinausgefördert; die Keimdrüsen haben sozusagen hiermit nichts zu tun. Abgesehen davon, kann man das Sperma nicht mit den gewöhnlichen Sekretprodukten anderer Drüsen vergleichen. Das Sperma besteht ausser den Spermatozoen, die von den Testikeln geliefert werden, aus einer Flüssigkeit, die nur zum kleinen Teil aus den Keimdrüsen, zum grössten Teil aus

[1]) v. Römer, Randglossen z. Debatte ü. den Bericht des Dr. med. Aletrino, in Jahrb. f. Sex. Zwischenstufen, Bd. 4, 1902, S. 929. — [2]) Naecke. Probleme auf dem Gebiete der Homosexualität, in Laehrs Allg. Zeitschrift f. Psychiatrie. 59. Bd., 1902, S. 819.

den Samenblasen und der Protasta stammt. Es ist auch das Sekret dieser zwei Organe, das die Spermatozoen beweglich macht, während sie in den Testikeln unbeweglich waren. Die Beweglichkeit ist also nicht die Folge des Umstandes, dass das Sperma aus dem Körper herauskommt, sie wird vielmehr durch die Beimischung der genannten Flüssigkeit bewirkt. In den Samenblasen sind die wenigen Spermatozoen, die man darin gefunden hat, ganz beweglich. Logischerweise müsste noch bewiesen werden, dass die Menstruation die schädlichen Stoffe aus dem Körper der Frau entfernt, was für den Mann, soweit es die Ausstossung des Spermas betrifft, noch eine offene Frage ist.

Zweifellos müssten, wenn in der Tat der schädliche Einfluss des Spermas die Ursache ist, dass sich das Individuum unbehaglich, traurig, gedrückt und ohne Lebenslust fühlt, die Pollutionen periodisch erfolgen, u. zw. müsste jedesmal, wenn so viel Sperma gebildet ist, dass Vergiftungserscheinungen auftreten, die Natur die Hilfe bringen. Dass Pollutionen in regelmässigen Perioden auftreten, ist aber noch gar nicht bewiesen, wenn auch einige Autoren (man sehe was Havelock Ellis darüber in seinem Buch „Geschlechtstrieb und Schamgefühl“ schreibt[1]) eine sichere Periodizität beobachtet zu haben glauben[1]). Dabei wurden sie meistens durch äussere Ursachen erzeugt, während die unangenehmen Gefühle, wenn zu viel Sperma angesammelt ist, wahrscheinlich nicht eine somatische materielle, sondern wohl eine psychische Ursache haben und eine Intoxikation durch das Sperma nicht daran Schuld ist. Endlich kann man gegen die Auffassung von v. Römer und Naecke anführen, dass es doch sehr unwahrscheinlich ist, dass ein Stoff, der eine so wichtige Rolle nicht allein in dem Leben des Individuums spielt, sondern von so grosser Bedeutung für die Erhaltung des Stammes ist, einen schädlichen Einfluss auf den Träger ausüben sollte, wenn er nicht entfernt wird. Die Frage, ob das Sperma für den Organismus, in dem es gebildet wird, und in dem es bleibt, schädlich ist, muss noch weiter studiert werden und kann heute noch nicht mit Sicherheit beantwortet werden. Wahrscheinlicher ist es, dass es diesen schädlichen Einfluss nicht hat.

Nach der Entleerungstheorie, die, wie wir gesehen haben, nicht genügt, alle Erscheinungen des Geschlechtstriebes zu erklären, kommen wir zur Theorie von Hegar[2]), Eulenburg[3]) und anderen, nämlich der, dass der Geschlechtstrieb ein Fortpflanzungstrieb sein soll. Nach Hegar umfasst der Geschlechtstrieb zwei ganz verschiedene Triebe, den Paarungs- und den Fortpflanzungstrieb; doch gibt Hegar zu, dass ein echter Fortpflanzungstrieb nur bei dem allerkleinsten Teil der Menschen

---

[1]) Vgl. auch: „Actes du 1er Congrès international de Psychiatrie etc.“ Amsterdam, de Bussy, 1908, S. 571—578. — [2]) Alfred Hegar, Der Geschlechtstrieb. Stuttgart 1894, S. 1. — [3]) Eulenburg, Sexuale Neuropathie. Leipzig 1895, S. 88.

vorkommt, dass er höchstens bei der Frau besteht, und dass zum Geschlechtstrieb des Kulturmenschen zu viel Ueberlegung kommt, als dass man von einem Fortpflanzungstrieb sprechen könnte.

Ausser von Hegar selbst wird das Bestehen eines Fortpflanzungstriebes noch von vielen anderen Autoren bezweifelt.

Havelock Ellis sagt: „Die Fortpflanzung als Ziel spielt natürlich keine Rolle als Teil des Geschlechtstriebes bei irgend einem Lebewesen ... Ein Fortpflanzungstrieb existiert vielleicht bei parthenogenetischen Tieren, aber bei Tieren mit geschlechtlicher Fortpflanzung wäre es sinnlos, weil überflüssig ... Fortpflanzung ist das natürliche Ziel und Objekt des Geschlechtstriebes, aber die Behauptung, dass sie ein Teil des Inhalts des Geschlechtsinstinkts wäre oder diesen in irgend einer Weise definieren könne, muss als absolut unzulässig abgelehnt werden. Die Bezeichnung „Fortpflanzungstrieb" wird selten in einem wissenschaftlich erheblichen Sinne gebraucht; manchmal sollen damit nur die Tatsachen des geschlechtlichen Lebens verschleiert werden; im eigentlichen Sinne wird die Bezeichnung vorzugsweise von denjenigen gebraucht, die unbewusst von einem abergläubischen Widerwillen gegen die Sexualität beherrscht werden [1])." Naecke führt gegen den Begriff „Fortpflanzungstrieb" an, dass „Selbst der Mensch im Moment des Liebesrausches nicht an den Zweck desselben denkt, sondern nur an sein Vergnügen, ausser vielleicht manche Frauen, die bewusst, berechnend, dem „Schrei nach dem Kinde" folgend, sich hingeben, wobei jedoch der höchste Moment der Wollust, sicher auch diese Berechnung niederschlägt [2])" ... und an einer anderen Stelle: „intra coitum denkt der Mann nur an sein Vergnügen, an nichts mehr, die Frau sieht vielleicht öfter darin nur ein Mittel zum Zweck [3])" ... Panizza stimmt damit überein, wenn er anführt, dass der „teleologische Faktor im Hinblick auf die Fortpflanzung fehlt. Dieser liegt aber bei Mann und Weib in den meisten Fällen ebenfalls ausserhalb ihrer direkten Absicht. Und die Naturwissenschaft wie die Philosophie hat sich längst gewöhnt den teleologischen Faktor, den Zweckbegriff, der „Natur" im allgemeinen zuzuschreiben, wenn ihn nicht ganz zu leugnen. Wir sagen: „Die Natur" bezweckt Fortpflanzung der Gattung, indem sie an die Pforte ihres Mysteriums die libidinöse Regung setzt. Also Mann und Weib sind herzlich unschuldig im Hinblick auf einen von der „Natur" ihnen imputierten „Zweck" der Veranstaltung [4])" ... und auch Moll, der wohl die am tiefsten gehende Studie über das Geschlechtsleben verfasst hat, schreibt: „Wir können das Bestehen eines Fortpflanzungstriebes

[1]) Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl, S. 17. — [2]) Naecke, Kleinere Mitteilungen. Hans Gross' Archiv, Bd. 16, Heft 1 u. 2, S. 177. — [3]) Naecke, a. a. O. Bd. 20, Heft 1 u. 2, S. 186. — [4]) Panizza, Bayreuth und die Homosexualität, in: Die Gesellschaft, Januar 1895, angeführt bei Naecke, in Hans Gross' Archiv, Bd. 8, Heft 3 u. 4, S. 347.

beim Menschen überhaupt ganz bestreiten. Es mag wohl bei vielen der Wunsch vorliegen, sich fortzupflanzen, aber ein Trieb dürfte kaum noch anzunehmen sein[1]" ... Und an anderer Stelle: „Bei der ganzen Fortpflanzung der Menschen und der höheren Tiere können wir annehmen, dass der Geschlechtstrieb des Mannes und der Geschlechtstrieb des Weibes gewissermassen nur ein Mittel ist, zwei Zellen aneinander zu bringen ... wir können ohne weiteres annehmen, dass der Geschlechtstrieb nicht aus dem Zweckbewusstsein unmittelbar hervorgegangen ist ... In der ganzen Tierwelt dürfte das Zusammentreten der Tiere beim Geschlechtsakt nicht dem bewussten Zwecke der Fortpflanzung gedient haben. Höchstens ist das Umgekehrte möglich, nämlich dass später, als ein gewisser Intelligenzgrad erreicht wurde, wie ihn der Mensch hat, der Geschlechtstrieb als das Mittel erkannt wurde[2])."

Wir sind der Meinung, dass wir im Augenblick nicht mehr sagen können, als dass bei jedem Individuum zu einer bestimmten Lebenszeit das Bedürfnis nach dem Koitus, ein sexuelles Begehren, eine Neigung, mit einem anderen Individuum in geschlechtliche Berührung zu kommen, entsteht, ohne dass man mit Sicherheit entscheiden kann, was dem zugrunde liegt.

Ein „Befruchtungsdrang", ein „Befruchtungsinstinkt", womit das Bestehen der Vorgänge von einigen Schriftstellern und Moralisten verteidigt wird, und wobei die Befruchtung als bewusstes Ziel des Geschlechtstriebes, des Bedürfnisses nach dem Koitus und des Koitus selbst angegeben wird, besteht weder beim Menschen noch bei den Tieren. Dieses Bedürfnis nach dem Koitus führt zu Handlungen, deren Folge oft die Befruchtung gar nicht sein kann. Die Befruchtung als Ziel bleibt vor dem Koitus ganz ausserhalb des Bewusstseins und ausserhalb des Gedankenkreises des Individuums, wenn man von einigen seltenen Ausnahmefällen beim Menschen absieht, wo der Wunsch oder das Verlangen zur Befruchtung der Anlass zum Koitus ist. Von einem Instinkt oder von einem unbewussten Drang ist in diesem Falle keine Rede mehr, da die Befruchtung hier die Frage einer wohl und lange überlegten willkürlichen Handlung ist.

Wenn wir statt des Wortes „Geschlechtstrieb": „Bedürfnis nach dem Koitus" gebrauchen, haben wir nichts anderes getan, als dass wir sozusagen ein Wort für das andere gegeben haben. Hiermit ist der komplizierte Prozess des Geschlechtstriebes nicht erklärt. Wir müssen also versuchen, tiefer einzudringen.

Der erste, der versucht hat, die Erscheinungen, die die Neigung zum Koitus, die den Geschlechtstrieb darstellen und die Komponenten des Geschlechtstriebes wissenschaftlich zu zergliedern, ist Albert Moll.

---

[1]) Moll, Libido sexualis. Berlin 1897, Bd. 1, S. 4. — [2]) Moll, Libido sexualis. Berlin 1897, Bd. 1, S. 224—225.

Bis zu einem gewissen Grade Anhänger der Entleerungstheorie, ist er doch nicht der Meinung, dass der Drang zur Entleerung allein den Geschlechtstrieb erklärt, sondern er sucht eine genauere Erklärung in dem Hinzukommen eines psychischen Momentes. Er führt aus, dass der Geschlechtstrieb in zwei Komponenten, in den Detumeszenztrieb und in den Kontrektationstrieb zerlegt werden kann. Mit Detumeszenztrieb deutet er die Neigung an, Veränderungen an den Geschlechtsorganen zustande zu bringen, mit Kontrektationstrieb den Drang, mit einem andern Individuum in Berührung zu kommen, eine Berührung, die körperlicher, geistiger oder sinnlicher Art sein kann. Meistens kommen die beiden Neigungen nebeneinander vor. Dies ist jedoch nicht immer der Fall. Sowohl der Detumeszenztrieb wie der Kontrektationstrieb kann allein unabhängig vom andern vorkommen. Es kann auch geschehen, dass der Detumeszenztrieb vorhanden ist, ohne dass eine andere Person dabei im Spiele ist. Welche von diesen beiden Neigungen primär und welche sekundär ist, kann man aus der phylogenetischen Entwicklung im Tierreich feststellen.

Es gibt eine ungeschlechtliche und eine geschlechtliche Fortpflanzung. Die ungeschlechtliche ist dadurch charakterisiert, dass sich das neue Individuum aus einer Keimzelle entwickelt, und dass es nicht wie bei der geschlechtlichen aus der Verschmelzung einer weiblichen und einer männlichen Keimzelle entsteht. Eine andere Form der ungeschlechtlichen Fortpflanzung ist die, dass sich zwei Keimzellen miteinander verbinden, die Konjugation. Nach der Ausscheidung gewisser Stoffe trennen sich die beiden Zellen wieder, und es beginnt die Teilung. Obschon die Zellen, die sich durch Konjugation fortpflanzen, nicht geschlechtlich verschieden sind, bezeichnet Haeckel diese Fortpflanzung doch als eine geschlechtliche.

Obschon ein grosser Unterschied zwischen der Konjugation der einzelligen Tiere und der Befruchtung der Eizelle durch das Spermatozoid ist, führen doch verschiedene Untersucher an, dass eine grosse Uebereinstimmung zwischen der Konjugation und der geschlechtlichen Fortpflanzung der höheren Tiere besteht. Weismann nimmt an, dass die Konjugation ebenso wie die geschlechtliche Fortpflanzung der höheren Tiere die Vermischung der erblichen Eigenschaften der Erzeuger zum Ziel hat, wodurch die Nachkommenschaft besser dem Kampfe ums Dasein widerstehen kann. Der wesentlichste Unterschied bleibt jedoch bestehen, nämlich der, dass bei der Konjugation das neue Individuum nicht unmittelbar aus den konjugierten Zellen entsteht.

Bei den niedrigsten Tieren kommt eine Entwicklung bestimmter Geschlechtsorgane nicht vor, doch nimmt man an, dass bei Tieren, die noch auf einer sehr tiefen Entwicklungsstufe stehen, und die aus mehr als einer Zelle gebildet sind, schon bestimmte Zellen zur Fortpflanzung

dienen. Bei den Tieren, die sich durch Knospung vermehren, glaubt man schon den ersten Ansatz zur Bildung eines begrenzten Fortpflanzungsorgans gesehen zu haben. Deshalb unterscheidet Weismann den Prozess der Teilung und den der Knospung; bei jenem wächst das Muttertier gleichmässig, während bei diesem die Fortpflanzung von dem ungleichmässigen Wachstum des Tieres ihren Ausgang nimmt.

Doch auch bei den vielzelligen Tieren, die auf einer noch niedrigen Stufe stehen, sieht man einen Unterschied zwischen weiblichen und männlichen inneren Fortpflanzungsorganen, aus denen die Keimzellen stammen, die sich je nach dem Geschlecht voneinander unterscheiden. Bei den Süsswasserpolypen gibt es sowohl weibliche wie männliche Keimzellen, bei höher organisierten Wesen treten die inneren Fortpflanzungsorgane auf, und sie unterscheiden sich beim weiblichen und beim männlichen Individuum, während das Auftreten beider Geschlechtsorgane bei einem einzigen Individuum auf eine niedere Entwicklungsstufe hinweist. Man findet dies bei Weichtieren (Muscheltieren, Schnecken). Einige Weichtiere befruchten sich selbst, bei anderen tritt die Befruchtung dadurch ein, dass die Befruchtungszellen der verschiedenen Tiere aus dem Körper ausgesondert werden und dann mit denen anderer Tiere in Berührung kommen. Bei wieder anderen, z. B. den Schnecken, ist es nötig, dass sich die zwei Hermaphroditen nahe aneinanderlegen und die Geschlechtsorgane sich aufnehmen, wodurch die Befruchtung eintritt.

Bei der höheren Organisation von Tieren sieht man ausser den Keimdrüsen bestimmte Organe auftreten, die der Befruchtung dienen, Organe, die bei den höchst organisierten Tieren je nach dem Geschlecht verschieden sind. Bei dem einen Individuum bleiben die weiblichen Geschlechtsorgane in der Entwicklung zurück, und es wird dann ein männliches Individuum geboren, während bei den anderen das umgekehrte stattfindet und ein weibliches Individuum entsteht.

Bei den tiefer stehenden unter diesen schon höher organisierten Tieren ist ausschliesslich von einer Detumeszenz die Rede, der Kontrektationstrieb besteht nicht. Bei diesen Tieren, wo die Eier ausserhalb des Körpers des Muttertieres befruchtet werden (z. B. bei den Fischen) sieht man, dass das Organ, das die Eier enthält, zu schwellen anfängt und die Eier nach aussen gebracht werden, während das Männchen diesen Laich, der irgendwo niedergelegt wird, befruchtet. Die Befruchtung findet hier sozusagen im Freien statt, das Männchen scheidet die befruchtende Flüssigkeit über den Eiern aus. Die Befruchtung ist hier Zufall. Bei einigen Fischen, z. B. beim Paradiesfisch, geschieht die Befruchtung ausserhalb des Körpers des Weibchens in dem Augenblick, wo die Eier den Körper verlassen, und zwar da-

durch, dass das Weibchen das Männchen zwischen seine Flossen nimmt und gegen seinen Bauch drückt.

Die natürliche Zuchtwahl gibt Veranlassung dazu, dass sich der Platz, wo das Ei befruchtet werden muss, langsam verändern muss. Die Eier, die ausserhalb des Körpers befruchtet werden, sind allerlei schädlichen Einflüssen der Temperatur und des Klimas ausgesetzt, ebenso Angriffen von Feinden und werden dadurch vernichtet. Infolgedessen werden im Laufe der Zeit die Tiere dazu gebracht, die Befruchtung auf geschützten Plätzen vorzunehmen. Viele Fische suchen eine Höhlung auf dem Grunde des Wassers. Die weibliche Forelle macht mit ihrem Schwanz eine kleine Grube in den Sand des Grundes und legt dort ihre Eier ab. Der Barsch heftet seine Eier an Steine, an ein Stückchen Holz u. dgl. Der Salm legt seine Eier in eine kleine Grube, die er zudeckt, während der Stichling ein künstliches Nest baut, das er mit einem klebenden Stoff irgendwo befestigt. Wahrscheinlich hat die Befruchtung im Körper bei den Fischen begonnen, und zwar damit der Befruchtungsort noch sicherer sein sollte, wie es bei Haien der Fall ist, die lebende Junge zur Welt bringen.

Dass hier in der Tat die Sorge für die Jungen und der Schutz der Eier im Spiel gewesen ist[1]), und dass dies hauptsächlich dazu geführt hat, die Ortsveränderung für die Befruchtung langsam eintreten zu lassen, dafür spricht der Umstand, dass bei einigen Fischen die Männchen die befruchteten Eier in ihre Mundhöhlen oder in ihre Kiemenhöhlen nehmen und bis zum Ausbrüten behalten[2]). Wodurch und durch welche Einflüsse das Weibchen zum Schutzort der Frucht geworden ist, ist nicht bekannt. Feststeht, dass diese Art von Befruchtung und Entwicklung ein grosser Schutz für die Sicherheit des jungen Tieres ist, weil es dadurch seinen Feinden entzogen wird. Während bei den Fischen die Detumeszenz mit der Ausstossung des Eis sozusagen gleichzeitig in einem Tempo stattfindet, sind die zwei Prozesse bei den höheren Tieren geschieden; die Scheidung ist jedoch, wie sich aus der phylogenetischen Entwicklung der Fortpflanzung ergibt, erst langsam zustande gekommen.

Bei Tieren, die lebende Junge zur Welt bringen, und schon bei vielen Tieren, deren Nachkommenschaft sich aus dem befruchteten Ei ausserhalb des Körpers entwickelt, findet die Befruchtung im Körper statt. Das Sperma wird dazu in den Mutterorganismus gebracht. Dies geschieht nicht nur bei einigen Fischen, einigen Haiarten, die Eier legen[3]), sondern auch bei den Kriechtieren, den Vögeln und den Säuge-

---

[1]) Westermarck, The his tory of human marriage. London, Macmillan & Co., 1891, S. 21. — [2]) Darwin, De afstamming van den mensch. Vertaling v. Hartogh Heijs v. Zouteveen. Dl. II, S. 14. — [3]) Hertwig, Lehrbuch der Zoologie. Fischer. Jena 1903, S. 521.

tieren. Für die Befruchtung von Tieren dieser Art ist es notwendig, dass sich Männchen und Weibchen miteinander paaren.

Je höher man in der Klasse der Wirbeltiere steigt, desto mehr sind die Organe entwickelt, die die Paarung ermöglichen. Bei den Vögeln findet man die Kloake, die Röhre, in die sowohl die Keimdrüsen, wie der Mastdarm und die Urin bereitenden Organe ausmünden. Das Ei wird durch die Mutter aus ihrem Körper herausbefördert. Bei den niederen Tieren, die zu den Monotremen gehören (Ornithorhynchus, Echidna, Proëchidna) sieht man die Ueberreste der Vogelformen und den Uebergang zu den Säugetieren. Während sie die behaarte Haut und die Schädelart der Säugetiere haben, die Anwesenheit eines Beutelbeins an die Beuteltiere und einige Eigenarten ihres Skeletts an die Reptilien erinnern, zeigen sie in der Kloake die Verwandtschaft mit den Vögeln. Sie legen zwar Eier, aber sie säugen ihre Jungen mit der Flüssigkeit, die aus den Milchdrüsen (welche höchstwahrscheinlich aus den einfachen Schweiss- und andern tubulösen Hautdrüsen dazu umgeformt wurden) abgeschieden wird, die sich zu beiden Seiten der Mittellinie des Unterleibs befinden; doch fehlen ihnen noch die Brustwarzen[1]).

Bei den höheren Säugetieren sehen wir die Kloake ganz verschwinden. Bei ihnen werden die Eier, ebenso wie bei einigen Fischen im Mutterleib getragen, bis sie sich zu Jungen entwickelt haben. Der Mutterleib ist dann bei diesen Säugetieren nicht allein der Ort, wo das Ei befruchtet wird, sondern zugleich der Ort, wo das befruchtete Ei so lange beherbergt wird, bis sich das Junge zu einer gewissen Stufe entwickelt hat. Bei allen Tieren also, die lebende Junge zur Welt bringen, und bei den Vögeln ist es nötig, dass das Sperma in die Vagina gebracht wird, wenn eine Befruchtung des Eies eintreten soll.

Aus der vorhergehenden phylogenetischen Entwicklung der Fortpflanzung im Tierreich geht hervor, dass die peripheren Prozesse, die Fortpflanzung durch die Detumeszenz, allein das Primäre gewesen sind.

Was nun den Kontrektationstrieb, den Gefühls-, den seelischen Faktor in dem Geschlechtstrieb angeht, so ist der zentrale Prozess bei der Fortpflanzung, das Zusammentreten zweier Individuen zur Fortpflanzung, wie wir gesehen haben, erst viel später als der Detumeszenztrieb in der Entwicklung des Tierreiches aufgetreten. Bei welcher Tierart er zuerst aufgetreten ist, kann möglicherweise festgestellt werden. Sicher ist es, dass er sehr weit hinunter in das Wirbeltierreich verfolgt werden kann. Bei den höheren Säugetieren, bei Hirschen, Affen, Hunden findet man zweifellos ebenso den Kontrektationstrieb wie den Detumeszenztrieb. Dass der Kontrektationstrieb, der Gefühls-

---

[1]) Hertwig, l. c., S. 584 und Geyll, Melkafscheiding enz. in Tijdschrift voor Geneeskunde. 2. Helft, 16. Nov. 1907, Nr. 20, S. 1826.

faktor, in gewissem Sinne auch bei den Fischen vorhanden ist, wie Moll anführt, müssen wir annehmen, wenn wir die verschiedenen Arten verfolgen, wie das Männchen das Weibchen durch Werbekünste zu gewinnen sucht, wenn wir sehen, dass einige Fische weite Wege zurücklegen, um das Weibchen zu gewinnen. Auf welcher Stufe im Tierreich der Kontrektationstrieb gepaart mit dem Detumeszenztrieb zuerst vorkommt, ist vielleicht feststellbar, wenn es auch noch nicht ausgemacht ist, bei welchen Tieren das Gefühl in dem Sinne, wie es hier gemeint ist, zuerst auftritt. Der Kontrektationstrieb ist meistens auf das andere Geschlecht gerichtet, mit Ausnahme der selten vorkommenden Hermaphroditen bei den Wirbeltieren, bei denen, da sie die Keimdrüsen beider Geschlechter haben, dasselbe Geschlecht notwendigerweise bei dem Kontrektationstrieb beteiligt ist. Diese Neigung zum anderen Geschlecht besteht aber nicht von Anfang an, wie eben ausgeführt ist.

Kurz zusammengefasst, können wir also annehmen, dass phylogenetisch die Detumeszenz der primäre Prozess ist, die Kontrektation, die körperliche Berührung zwischen zwei Individuen, sowie die Verbindung von individuellen Gefühlsvorgängen vereint mit der körperlichen Berührung zwischen zwei Individuen in anderen Fällen das sekundäre. Wenn dies aber auch für die Entwicklungsgeschichte des Geschlechtstriebes gilt, kann man nicht dasselbe mit Sicherheit für die individuelle Entwicklung des Menschen behaupten. Dies würde vielleicht eine der Ausnahmen von Häckels biogenetischem Grundgesetz sein.

Als Beweis dafür hat man angeführt, dass sowohl beim Menschen wie in der Tierwelt Fälle vorkommen, wo sich das Umgekehrte zeigt, wo der Kontrektationstrieb schon auftritt, bevor der Detumeszenztrieb entwickelt ist. Man hat auf die Verliebtheit sehr junger Personen hingewiesen und auf die Liebesspiele noch sehr junger Tiere, bei denen die Keimdrüsen noch nicht zur vollkommenen Entwicklung gekommen sind, also noch nicht funktionieren können und daher von einem Detumeszenstrieb noch keine Rede sein kann. In der Tat sind uns aus der Literatur Fälle von Verliebtheit sehr junger Personen bekannt. Dante war in Beatrice schon verliebt als er neun Jahre alt war; Canova hatte schon in seinem fünften Lebensjahr zärtliche Gefühle für eine Frau; Alfieri im zehnten. Von Byron sagt man, dass er sich, als er acht Jahre alt war, in Mary Duff verliebte. Jeder weiss von sich selbst oder von anderen, in wie jugendlicher Lebenszeit schon eine Verliebtheit auftreten kann, während er selbst den Begriff geschlechtlicher Berührung dabei gar nicht kennt[1]). Was die Tierwelt betrifft, so gibt sowohl Karl Groos[2]) als auch Brehm Beispiele, wo bei Tieren die

[1]) Siehe auch Möbius, l. c. S. 29. — [2]) Karl Groos, Die Spiele der Tiere. Jena 1896.

Liebe zu einem andern Tier in einem Alter auftreten kann, in dem von einer Reife des Körpers noch keine Rede sein kann, und dass sie diese Liebe durch allerlei Bewegungen und Spiele zeigen, die nicht immer nur Spiele sind, sondern einen tieferen Untergrund haben. Auch hier ist also der Kontrektationstrieb vor dem Detumeszenztrieb vorhanden und vor der Reife der Keimdrüsen aufgetreten.

Das soll nun im folgenden erklärt werden. Es ist bekannt, dass sich die psychische sexuelle Pubertät, d. h. die Neigung des männlichen Individuums zum weiblichen und umgekehrt, nicht ganz gleichzeitig mit der Pubertät der peripheren Geschlechtsorgane entwickelt, sondern oft schon auftritt, bevor die Pubertät der Keimdrüsen erkennbar ist. In den genannten Fällen, sowohl beim Menschen wie bei den Tieren, würde also die psychosexuelle Pubertät schon bestehen, bevor die körperliche Pubertät eingetreten war, bevor von einem Detumeszenztrieb gesprochen werden kann.

Es wäre verkehrt, aus dieser Tatsache zu schliessen, dass der Kontrektationstrieb von den Keimdrüsen unabhängig ist, und ebenso wäre es verkehrt, daraus zu schliessen, dass der Detumeszenztrieb nicht mit der Funktion der Keimdrüsen zusammenhängt, wenn auch, wie wir gesehen haben, diese Triebe vorkommen können, bevor die Keimdrüsen reif sind und bevor die somatische Pubertät eingetreten ist. Die Fälle, die wir über Kinder mitgeteilt haben, die schon in einem sehr jugendlichen Lebensalter masturbierten, oder in einem Alter wo gerade erst in ganz geringem Grade die Reife der Keimdrüsen erkennbar war, ferner die Fälle, wo sowohl der Kontrektationstrieb wie der Detumeszenztrieb anwesend waren, während die körperliche Pubertät noch nicht eingetreten war, können zu diesen falschen Schlüssen verleiten.

Das einzige aber, was man aus diesen Tatsachen schliessen kann, ist, dass in keinem dieser Fälle die Reife der Keimdrüsen erwiesen werden kann. Ebenso wie Fälle bekannt sind, wo bei Kindern von drei, acht und neun Jahren eine sehr frühzeitige Reife der Keimdrüsen bestand, die, soweit aus den Beschreibungen darüber hervorgeht, mit deutlich erkennbaren Zeichen von somatischer Pubertät zusammenging[1]), ebensogut kann eine derartige frühzeitige Reife der Keimdrüsen bestehen, obschon das Alter des Individuums damit in Widerspruch steht, und die Pubertätszeichen an den übrigen Organen des Körpers fehlen. Wo in diesen Fällen die Ovulation, aber keine Menstruation angenommen werden kann, und wo es möglich ist, zu beweisen, dass die Keimdrüsen Sperma abzusondern beginnen, da kann man nicht mit Sicherheit sagen,

---

[1]) Ploss, Das Weib in der Natur und Völkerkunde. Bd. I, S. 331 und Moll, Libido sexualis, S. 50 u. 51.

ob die Pubertät schon eingetreten ist oder nicht. Ebensogut aber, wie die Reize, die von den inneren Organen ausgehen, ihre Wirkung ausüben, obschon die Reize selbst nicht wahrgenommen werden, ebensogut kann es geschehen, dass Reize von peripheren Organen, hier also von den Keimdrüsen aus wirken, während hier die Reize selbst nicht bewusst werden. Keinesfalls kann man behaupten, dass die psychosexuelle Pubertät nicht von den Keimdrüsen abhängt, weil sie sich da zeigt, wo die somatische Pubertät noch fehlt oder doch nicht erkennbar ist.

Aus allen diesen Erwägungen kann man schliessen, dass sowohl der Detumeszenz- wie der Kontrektationstrieb auf dem Einfluss der Keimdrüsen beruht, und auch, dass der Detumeszenztrieb eine direkte, der Kontrektationstrieb eine indirekte Folge davon ist. Das letztere geht deutlich aus der Entwicklungsgeschichte des Geschlechtstriebes hervor und aus dem Zweck, dem die Keimdrüsen dienen. Auf einem gewissen Stadium der Entwicklung entstand die geschlechtliche Fortpflanzung aus der ungeschlechtlichen, weil es nötig war, dass die zwei Keimzellen miteinander in Berührung gebracht wurden. Die Wesen, die sich ungeschlechtlich fortpflanzen, bleiben im Kampfe ums Dasein hinter denen zurück, die sich durch geschlechtliche Fortpflanzung vermehren. Die Zuchtwahl liess diejenigen Individuen am Leben, die sich durch geschlechtliche Fortpflanzung vermehrten, und die gleichzeitig den Drang zur Kontrektation geerbt hatten.

Der Kontrektationstrieb ist also nicht allein sekundär in dem Entwicklungsprozesse des Geschlechtstriebes, sondern er ist auch ein sekundäres Geschlechtsmerkmal, was aus den Tatsachen, die uns die Kontrektation lehrt, hergeleitet werden kann.

Wir haben gesehen, dass sich der Geschlechtstrieb bei denen, die im späten Alter kastriert wurden, kaum ändert, und dass diese noch sehr lange geneigt und fähig sind, den Koitus auszuführen. Wenn aber die Kastration in sehr jungem Lebensalter geschieht, lange vor der Pubertät, lange vor der Reife der Geschlechtsdrüsen, sieht man, abgesehen von den somatischen Veränderungen, dass der Geschlechtstrieb in der späteren Lebenszeit ausbleibt — von Ausnahmefällen abgesehen — und dass sich nicht allein der Detumeszenztrieb, was zu begreifen ist, sondern auch der Kontrektationstrieb nicht zeigt. Dass einige vor der Pubertät Kastrierte doch zuweilen einen gewissen Kontrektationstrieb zeigen, kann ausser durch den zerebralen Faktor und die oben erwähnte Auffassung von Goltz, dadurch erklärt werden, dass die psychosexuelle Reife vor der Reife der Keimdrüsen vorhanden gewesen sein kann, und das Wegnehmen der Keimdrüsen in diesen Fällen auf die Entwicklung des Kontrektationstriebes nicht notwendigerweise hemmend gewirkt

---

[1]) Moll, l. c. S. 83.

zu haben braucht. Einige Erinnerungsbilder — die selbst das Erektionsgefühl hervorbringen können —, die sich durch die peripheren Prozesse gebildet haben, werden nicht notwendigerweise durch eine Operation an der Peripherie, durch die Kastration vernichtet. Es ist sehr wohl möglich, dass — selbst wenn die Kastration in sehr jugendlichem Alter geschieht — doch schon psychosexuelle Prozesse stattgefunden haben [1]). Ob bei Kastration in späterer Lebenszeit der Kontrektationstrieb ganz verschwindet, scheint vom Individuum abzuhängen. Obwohl man behauptet, dass das Verschwinden die Regel sein soll, beweisen doch die Beispiele der Kastraten, die wir angeführt haben, und, um eine allgemein bekannte Tatsache zu nehmen, das Erlebnis von Abälard und Héloise, dass diese Regel Ausnahmen hat. Abälard wurde 1115, als er ungefähr 36 Jahre alt war, von seinem Feinde aus Rache kastriert. Obschon er 10 Jahre nach seiner Verstümmelung seinen Verkehr mit Héloise abgebrochen hatte, und zwar wahrscheinlich aus Schamgefühl kehrte er doch nach einiger Zeit mit denselben Liebesgefühlen wie vorher zu ihr zurück.

Bei jung kastrierten Individuen sieht man vor allem, wenn sowohl der Detumeszenz- wie der Kontrektationstrieb verschwinden, auch viele sekundäre Kennzeichen zugrunde gehen oder unentwickelt bleiben. Der männliche Kastrat behält seine hohe Kinderstimme, die Entwicklung des Bartes bleibt aus; frühzeitig kastrierte Tiere verlieren ihre sekundären Geschlechtsmerkmale oder diese verändern sich doch deutlich; der Hahn kräht nicht mehr usw. Lassen wir den Detumeszenztrieb unbeachtet, so steht das Verschwinden des Kontrektationstriebes auf derselben Stufe wie das Verschwinden der sekundären Geschlechtsmerkmale und muss deshalb selbst als ein solches betrachtet werden. Die folgenden Sätze, wie sie Moll aufgestellt hat, geben in Kürze das Verhältnis zwischen Detumeszenz- und Kontrektationstrieb wieder.

1. Der Geschlechtstrieb des Menschen lässt sich in zwei Komponenten zerlegen, in den Detumeszenz- und den Kontrektationstrieb.

2. Der Detumeszenztrieb drängt zu einer örtlichen Funktion an den Genitalien, u. zw. beim Manne zur Abscheidung von Sperma. Diese Funktion kann als ein Drang zur Entleerung eines abgeschiedenen Sekretes betrachtet werden.

3. Der Kontrektationstrieb führt den Mann zur Frau, u. zw. zur geistigen und körperlichen Annäherung, die Frau ebenso zur Annäherung an den Mann.

4. Die Fortpflanzung niederer Tiere durch Teilung oder Knospung wobei nur ein Elterntier notwendig ist, ist stets nach einer vorübergehenden Vergrösserung mit einer Volumenverminderung des Elterntieres vereinigt. Die Volumenverminderung bei höher organisierten Tieren, die eine Folge der Herausbeförderung der Keimzellen ist, kann

mit der Volumenverminderung bei niederen Tieren verglichen werden. Man findet den Detumeszenztrieb sowohl bei den niederen als bei den höheren Tieren; er ist phylogenetisch das Primäre. Die Kontrektation tritt erst bei den höheren Tieren ein, bei denen sich zwei Individuen zur Fortpflanzung verbinden; er ist sekundär. Der Prozess hat zur Folge, dass zwei Vererbungstendenzen zusammentreten, was insofern zweckmässig ist, als dadurch die Widerstandsfähigkeit der Nachkommen stärker wird.

5. Ontogenetisch hat sich bei der Frau die Detumeszenz von der Funktion der Keimdrüsen getrennt, während ursprünglich beide Prozesse zusammenfielen. Da nun infolge der Entwicklung des Geschlechtstriebes zwei Individuen zur Fortpflanzung nötig sind, knüpft sich auch der Kontrektationstrieb an die Funktion der Keimdrüsen.

6. In der individuellen Entwicklung des Menschen ist die Anwesenheit der Keimdrüsen das Primäre. Der Kontrektationstrieb ist ein sekundärer Geschlechtscharakter. Beim Manne ist der Detumeszenztrieb eine unmittelbare Folge des Bestehens der Keimdrüsen. Ursprünglich fielen Detumeszenz und Ausstossung der Eier beim Weib zusammen, wie es noch bei den Fischen der Fall ist. Der Prozess ist insofern angedeutet, als die Ausstossung des Eies aus dem Ovarium nicht unmittelbar mit dem Geschlechtstrieb in Zusammenhang steht [1].

---

[1]) Scheinbar widerspricht dem die Tatsache, dass viele Frauen in den ersten Tagen der Menstruation (einige auch während der ganzen Periode) eine deutlich ausgesprochene Abneigung gegen geschlechtlichen Umgang haben und, sobald die Menstruation abgelaufen ist, einen erhöhten Geschlechtstrieb zeigen, während andere sowohl vor als während der Menstruation einen erhöhten Geschlechtstrieb bekunden. Hieraus würde man geneigt sein zu schliessen, dass wohl die Abstossung des Eies und die Menstruation stark mit dem Geschlechtstrieb in Verbindung stehen; es ist jedoch noch nicht festgestellt, welche Ursache der Menstruation zugrunde liegt. Was man weiss, ist, dass bei den Frauen in regelmässigen Abständen ein erhöhter Blutzufluss nach den Beckenorganen stattfindet, und dass wahrscheinlich dadurch die Blutung aus den Geschlechtsorganen in Verbindung mit der Abstossung des Eies aus dem Ovarium entsteht. Beides steht dann in keinem anderen Zusammenhang miteinander. Einige Autoren meinen sogar, dass die Abstossung des Eies auch in der Zwischenzeit während der regelmässigen Blutungen aus den Genitalien stattfindet. Der vermehrte Blutzufluss soll eine Erklärung für den erhöhten Geschlechtstrieb während und vor der Menstruation geben können. Was den Widerwillen gegen den geschlechtlichen Umgang während der Menstruationstage anlangt, so beruht dieser mehr auf einem psychologischen als auf einem physiologischen Faktor. Er soll nämlich die Folge des Schamgefühls sein, das auf dem Unangenehmen des Zustandes beruht in Verbindung mit dem Gefühl, dass der Frau seit Jahrhunderten eingeprägt ist und beim Manne seit Jahrhunderten besteht, und das ihm sozusagen unbewusst geworden ist, nämlich mit dem Gefühl, dass Geschlechtsgemeinschaft während der Menstruation unerlaubt ist, — eine Vorschrift, die auf religiösen Gründen beruht, so dass eine scheinbare Verminderung der Geschlechtslust entsteht. Dabei wissen die Frauen oft wenig von ihren eigenen Gefühlen auf diesem Gebiet und sind nur allzusehr geneigt, sei es auch unwillkürlich, durch Konvention und Gewohnheit ihre Gefühle auf geschlechtlichem Gebiete zu verschleiern.

Vor allem aber geht aus dem obigen hervor, dass der Schluss Molls richtig ist, und dass die Abstossung des Eies, die nichts mit der Menstruation zu tun hat, nicht die Ursache einer Vermehrung oder Verminderung des Geschlechtstriebes sein kann. Und wenn es wahr ist, dass die Ovulation, die Abstossung des Eies, stets stattfindet, so ist der Beweis für Molls Behauptung ganz deutlich erbracht.

7. Der Zusammenhang des Detumeszentriebes und des Kontrektationstriebes mit den Keimdrüsen wird durch die Folgen der Kastration bewiesen.

8. Diese Folgen werden weniger deutlich, wenn das Individuum nach dem Eintritt der Pubertät kastriert wird. Die Komponenten können dann im Alter weiter bestehen, auch wenn die normale Funktion der Keimdrüsen aufgehört hat.

9. Man muss im Auge behalten, dass die psychosexuelle Pubertät oft vor der somatischen auftritt. Es scheint, dass die Reize, die von den Keimdrüsen ausgehen, nicht immer an die Reife der Keimdrüsen gebunden sind.

Havelock Ellis stimmt jedoch mit Moll nicht ganz überein. Er hält Molls Auffassung, dass Detumeszenz- und Kontrektationstrieb als ein späteres Produkt der Keimdrüsen und als ein sekundärer Geschlechtscharakter aufgefasst werden muss, nicht für ganz richtig. Er betrachtet den Kontrektationstrieb anders und meint, dass zwischen den zwei Neigungen ein enger Zusammenhang besteht. Die zwei Komponenten (und es sind mindestens zwei) stehen nach ihm in so engem Zusammenhang, dass sie verschiedene Stadien eines Prozesses ausmachen. Diese Komponenten nennt er Tumeszenz und Detumeszenz. Der erste hat zum Ziel, einerseits den Mann in den Zustand zu bringen, dass die Entspannung später Platz finden kann und andererseits die Frau zu einem gleichen Zustand, in dem die sexuelle Spannung geweckt wird, zu führen. Der zweite Faktor hat zum Ziel, die entstandene Spannung zur Entspannung zu bringen und indirekt die Gelegenheit entstehen zu lassen, wodurch das Geschlecht fortgepflanzt werden kann[1]. Nach Havelock Ellis verschmilzt der Kontrektationstrieb Molls mit dem zweiten Faktor, mit dem Detumeszenztrieb. Die zwei Faktoren sind nach seiner Meinung nur Tumeszenz und Detumeszenz, wobei letztere der Vereinigung von Detumeszenz- und Kontrektationstrieb im Sinne Molls entspricht.

Havelock Ellis führt nun, indem er sich auf die von verschiedenen Untersuchern mitgeteilten Tatsachen stützt, die folgenden Beweise für seine Behauptungen an. Darwin hat bereits mitgeteilt, dass die Werbung, das Spiel und der Tanz der Männchen dazu dienen, die Weibchen in einen Zustand der Erregung zu versetzen. Er hat aber nicht beobachtet, dass auch das Männchen selbst dadurch in einen Zustand von Tumeszenz gerät. Andere Untersucher nach Darwin sind der Meinung, dass die verschiedenen Sprünge, Farben, Formen, Spiele usw. der Tiere zur gegenseitigen Erregung dienen, und sie haben beobachtet, dass die Werbung unter den Tieren beinahe niemals ohne Kampf vor-

---

[1]) Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl, S. 63.

kommt. Das Ziel der Werbung ist nicht nur darauf gerichtet, dem Weibchen Gelegenheit zur Wahl zu geben, sondern „der Zweck der Werbung ist die Erregung von Männchen und Weibchen, die nicht nur die Kopulation erleichtert, sondern auch die Befruchtung begünstigt[1]." Auch der Gesang der Vögel hat neben der Anlockung des Weibchens seine sexuelle Erregung zum Ziel, und das Weibchen wählt alsdann das Männchen, das bei ihm die grösste sexuelle Erregung hervorruft. Ziegler sagt hierüber: „Bei allen Tieren ist ein hoher Grad von Erregung des Nervensystems für die Befruchtung notwendig, und wir finden deshalb ein erregtes Vorspiel des Befruchtungsaktes weit verbreitet[2]." Die Werbung muss als Mittel aufgefasst werden, den Trieb, der zur Paarung nötig ist, zum Vorschein zu bringen. Durch die Werbung gerät der ganze Organismus in einen Zustand von Reizung, und es tritt sowohl eine örtliche wie eine allgemeine Veränderung in der Füllung der Blutgefässe ein. Dadurch entsteht ein Zustand stark wirkender Spannung. Diesem Zustand geht voraus und ihn begleitet, bevor sich die Spannung entladet, ein unwiderstehlicher und gebieterischer Trieb.

Diese Werbung oder dieses Liebesspiel sieht man sowohl bei niederen wie bei höheren Tieren. Man hat das selbst bei hermaphroditischen Schnecken wahrgenommen, wo man beobachtet hat, dass das Telum Veneris, der sog. Liebespfeil, der bei einigen Heliziden vorkommt, zur Erhöhung der Reizung vor und während der Kopulation dient. Spinnen kann man die kompliziertesten Bewegungen machen sehen, um dem Weibchen zu gefallen, während einige Insekten in der Paarungszeit einen Auswuchs bekommen, der die Männchen für das Weibchen anlockender macht. Man weiss, dass in der Paarungszeit die Vögel nicht nur ein schöner gefärbtes Federkleid erhalten, sondern dass sie in dieser Periode auch die verschiedensten Bewegungen machen.

Dieselben vorbereitenden Bewegungen wie bei den niederen Tieren und bei den Vögeln sieht man auch bei den Säugetieren und Menschen. Alle diese Bewegungen dienen nicht nur dazu, das Männchen in Tumeszenz zu versetzen, sondern auch dazu, bei dem Weibchen einen Zustand der Erregtheit entstehen zu lassen. Dass es beim Menschen ebenso ist, beweisen die Tänze, die bei verschiedenen wilden Völkern bei Feierlichkeiten, bei gottesdienstlichen Festen, wie auch vor der Vollziehung der Ehe ausgeführt werden. Der Tanz ist das gebräuchlichste Mittel, Tumeszenz zu erzeugen. Einige Tiere springen und schlagen mit den Füssen auf den Boden, wenn ihre Paarzeit gekommen ist, eine Wirkung, die von dieser herbeigeführt wird. Die höchste und meist entwickelte Bewegungsart ist der Tanz, und dieser ist, wie man selbst

[1]) Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl, S. 25. — [2]) Ziegler in einem Brief an Groos, erwähnt in „Spiele der Tiere", zitiert bei Havelock Ellis in Das Geschlechtsgefühl, S. 28.

beim Tanz der kultivierteren Völker sehen kann — es geschieht dies vor allem bei dem Walzer — imstande, eine Person in einen Zustand von Ekstase zu bringen. Bei den primitiven Tänzen sind gerade in ihrer schönsten Form alle Glieder des Körpers beteiligt, wie man aus der Beschreibung der Tänze primitiver Völker ersieht.

Da diese komplizierteste und höchste Form von Körperbewegung die stärkste organische Erregung erzeugt, die durch Muskeltätigkeit erreicht werden kann, wird man begreifen, dass sie schon bei Tieren, die noch auf einer sehr tiefen Entwicklungsstufe stehen, bei der Erweckung der geschlechtlichen Tumeszenz eine Rolle spielt. Dass der Tanz der kultivierten Völker mit den Liebesgefühlen und mit dem Geschlechtsleben in Verbindung steht, ja selbst unsere Tänze noch einen geschlechtlichen Ursprung haben (z. B. der Walzer), haben die Untersucher bewiesen, die den Ursprung und die Bedeutung des Tanzes studiert haben [1]).

Nicht allein rufen die Bewegungen, die die Person macht, bei ihr selbst Tumeszenz hervor, sondern auch bei denen, die die Bewegungen sehen. Féré hat durch seine Versuche bewiesen, dass die Muskeln derjenigen, die Bewegungen ausführen sehen, in einen Reizzustand geraten, wobei die Grösse der Reizung durch Messung bewiesen werden kann [2]). Das geht auch aus dem hervor, was man bei primitiven Völkern beobachtet hat, wo die Zuschauer durch einen leidenschaftlichen Tanz ebenso wie die Tänzer selbst erregt werden. So ist es zu erklären, dass bei vielen primitiven Stämmen und auch bei Tieren der Tanz des Mannes oder des Männchens, bei der Frau oder beim Weibchen zur Erregung genügt, ohne dass die weibliche Person selbst an dem Tanze teilzunehmen braucht.

Wenn man die Berichte der Ethnologen und der Reisenden verfolgt, sieht man, dass bei den meisten wilden Völkern der Tanz ein erheblicher, ja, der erheblichste Teil der Werbung, der Vorbereitung zum Koitus ist. Mitunter tanzen die Männer und die Frauen zusammen, zuweilen die Männer oder die Frauen allein, auch wohl zuerst die Männer und dann die Frauen, wobei die Tanzform verschieden ist, je nach dem Volksstamm, dem Zwecke und auch Ursprung, aus dem er hervorgegangen ist.

Havelock Ellis fasst alle diese Tatsachen als Aeusserungen desselben Instinktes auf; was den Mann betrifft, so wolle er durch Zeigen und Anwendung seiner Kraft, seiner Geschicklichkeit und seiner Schönheit, seine eigene Leidenschaft und die der Frau wecken. Die Aeusserung des Instinktes wird mit der Kultur verändert. Ver-

---

[1]) Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl. S. 56 ff. — [2]) Féré, Le plaisir de la vue des mouvements, angeführt bei H. Ellis, in: Das Geschlechtsgefühl, S. 58.

schiedene Umstände haben dabei mitgewirkt, dass die Art und Weise wie die Tumeszenz geweckt wird, eine andere Form angenommen hat, doch ist dasselbe Ziel geblieben bei „Werbung, Hofmachen". Alle gegenseitigen Annäherungen und Liebkosungen zwischen Personen verschiedenen Geschlechts haben nur den Zweck, einen Zustand von Tumeszenz herbeizuführen.

Das Tumeszenzstadium dauert am längsten bei dem sexuellen Prozess und ist das gewichtigste und gleichzeitig das charakterischste. Während der Tumeszenz entwickelt sich der ganze psychische Teil des Geschlechtstriebes. Das zweite Stadium des Geschlechtstriebes ist das der Detumeszenz, das Bedürfnis nach Entledigung, das mit sehr starker und überwältigender nervöser Spannung verbunden ist. Bis zu einem gewissen Grade kann die Anspannung mit dem verglichen werden, was bei der Entleerung der Blase entsteht, doch ist bei dieser die motorisch nervöse Entladung nicht so gross. Blase und Geschlechtszentrum liegen auch dicht beieinander. Man hat eine Wechselwirkung zwischen beiden angeführt. Die Entladung, die durch die Detumeszenz zustande kommt, entspannt die Energie, die durch den langsamen Tumeszenzprozess in dem Körper angehäuft ist, und diese Entladung bringt alle Nervenzentren im Körper zum Mitschwingen.

Die Tatsachen, die Havelock Ellis bringt, können jedoch auch unter einem anderen Gesichtspunkt betrachtet werden. In einem gegebenen Zeitpunkt, der für die verschiedenen Tiere verschieden ist, beginnt die Brunst- oder Paarzeit, das Bedürfnis nach Geschlechtsgemeinschaft sowohl beim Männchen wie beim Weibchen. Dass dies nicht das ganze Jahr hindurch der Fall ist, sondern dass der Zeitpunkt für verschiedene Tiere verschieden ist, hängt neben den klimatischen Einflüssen von dem Zeitpunkt ab — und ist auch von Anfang an davon abhängig gewesen — wo die Nahrung, von der die Tierart lebt, im Ueberfluss vorhanden ist, und zwar sowohl von dem Zeitpunkt, wo sich die Eltern paaren, wie von dem, wo die Jungen zur Welt kommen [1]). Das ist die hauptsächlichste Ursache, weshalb die Brunstzeit bei Tieren, die in der Wildnis leben, nur ein- oder zweimal im Jahr vorkommt, was sich bei gezähmten Tieren und bei Haustieren ändert.

Die Haustiere und gezähmten Tiere werden jedoch in kürzeren oder längeren Zwischenpausen mehrere Male im Jahre läufig, heiss, brünstig, oder wie man die Zustände je nach dem Tier nennt. Dieser Zustand geschlechtlicher Erregung nimmt bei Tieren wahrscheinlich die Stelle der Menstruation ein, die beim Menschen in regelmässigen monatlichen Perioden oder in Zwischenräumen von 28 Tagen vorkommt, die man schon bei den höheren Affen in ausgesprochener Form sehen

[1]) Havelock Ellis, Geschlechtstrieb und Schamgefühl, S. 142, und Westermarck, l. c., S. 26.

kann und die man bei einigen Haustieren und Tieren, die in der Gefangenschaft leben, beobachtet hat, wenn auch hier die mit Blut gemischte Ausscheidung aus der Scheide nicht so deutlich ist, wie beim Menschen und bei den höheren Affen [1]).

Während beim Menschen das männliche Individuum nicht mehr eine regelmässig wiederkehrende Brunstzeit durchmacht, kann man beim weiblichen Individuum eine periodische Erhöhung des Geschlechtstriebes beobachten, wenn sie auch hier und da durch die Kultur verändert, vermindert oder ganz verschwunden ist. Im Vorhergehenden haben wir gesehen, dass einige Frauen während der Periode einen erhöhten Geschlechtstrieb haben. Die Brunstzeit ist es, die das Männchen wählt, um Werbungsbewegungen zu machen, damit das Weibchen, das in denselben Zustand gerät, in höhere Tumeszenz kommt, und vielleicht auch, um sich selbst in höhere Tumeszenz zu bringen.

Wo schon vor der Brunstzeit bei den Tieren ein starker Blutzufluss nach den Genitalen stattfindet [2]), kann man annehmen, dass sich entweder daraus eine grössere Energie durch den ganzen Körper entwickelt, oder dass dieser Blutzufluss eine Begleiterscheinung der grossen Energieveränderung ist, die im ganzen Organismus stattfindet. Im Gefolge der grösseren Energie besteht das Bedürfnis nach dem Aktivsein, nach Bewegungen, das Bedürfnis, die Energie zur Aeusserung zu bringen. Die Tumeszenz ist die Ursache der Bewegungen, des Tanzes, der Kämpfe usw. Diese Bewegungen erhöhen die Tumeszenz, in die das Weibchen ebensogut wie das Männchen versetzt wird. Infolge der grösseren Energie zu dieser Zeit werden bei anderen Tieren die Farben blendender, das Wachstum der Federn länger, es entstehen neue Federn und Auswüchse, Erscheinungen, die eben einen Reiz auf das Weibchen ausüben.

Man hat dagegen angeführt, dass diese Farbenveränderung usw. nicht eine Folge der grösseren Energie sein können, da sie wohl bei niederen Tieren vorkommen, aber bei den Wirbeltieren, die doch in dieser Zeit ebenfalls eine grosse Energievermehrung haben, fehlen [3]). Man vergisst jedoch, dass, wenn sich auch die Energie bei einer Tierart auf eine bestimmte Weise äussert, daraus nicht folgt, dass diese Aeusserung auch bei einer andern Tierart oder Tierklasse dieselbe sein muss.

Das Sehen dieser glänzenden Farben, dieser Verzierungen usw. entspricht einem sexuellen Reiz für das Weibchen, „regt das geschlechtliche Verlangen des andern Geschlechts an“ [4]), und es nimmt die Tumeszenz der Weibchen zu. Die Weibchen werden also durch den Anblick der Bewegungen und der Farben, durch das Hören des Gesanges der Männchen zu höherer Tumeszenz gebracht, während die Tumeszenz der

[1]) Havelock Ellis, Geschlechtstrieb u. Schamgefühl, S. 84 ff. — [2]) H. Ellis, Das Geschlechtsgefühl, S. 28. — [3]) Westermarck, l. c., S. 245. — [4]) a. a. O., S. 181.

Männchen einerseits die Ursache ihrer Bewegungen ist, anderseits durch die Bewegungen noch erhöht wird. Dass die Tumeszenz der Männchen durch ihre eigene Farbenveränderung oder durch neue und schöne Auswüchse erhöht werden soll, ist sehr unwahrscheinlich.

Eine andere Auffassung ist die, dass die Männchen diese sekundären Geschlechtsmerkmale erhalten, um besser durch das Weibchen gesehen und gefunden zu werden[1]). Dies braucht aber nicht zu verhindern, dass die glänzenden Farben und andere sekundäre Geschlechtsmerkmale ebenfalls ein sexueller Reiz für das Weibchen sein können. Es ist ausserdem wahrscheinlich, dass nicht der individuelle Geschmack und andere bei Tieren unbeständige psychische Eigenschaften, die Veranlassung zur Wahl durch das Weibchen sind, sondern dass dieses durch das Männchen angezogen wird, das durch die sekundären Geschlechtsmerkmale dem vollendetsten Typus seiner Art nahekommt[2]).

Man muss sich fragen, weshalb das Männchen, das doch das suchende in der Tierwelt ist, allein mit den glänzenden Farben verziert wird und nicht das Weibchen und weshalb in der Paarungszeit das Männchen aktiver auftritt, tanzt, Bewegungen macht, während das Weibchen eine passivere Rolle spielt. Die Erklärung für ersteres muss wahrscheinlich darin gefunden werden, dass — wo mit dem Erwerben glänzender Farben Gefahren verbunden sind und vornehmlich da, wo die schönere Färbung auch die Beute für den Feind bequemer macht — gerade das Männchen die Verzierung bekommt, weil es stärker als das Weibchen ist und weil es sich besser verteidigen kann, und dass das Weibchen wegen seiner geringeren Stärke einen grösseren Schutz nötig hat. Das zweite kann aus der passiven Rolle erklärt werden, die das Weibchen bei der Fortpflanzung im ganzen Tierreich erfüllt. Die Inaktivität darf aber nicht allgemein angenommen werden. Es gibt Fälle, wo die Weibchen ebenso wie die Männchen eine aktive Rolle bei der Fortpflanzung spielen[3]), während auf der andern Seite bei Weibchen mehr als bei Männchen Antipathien vorkommen[4]), was dann auch eine Erklärung geben kann für einige Fälle, wo bei höheren Tieren das Männchen eine aktive, das Weibchen eine passive Rolle spielt. Beim Menschen ist alles durch die Kultur, durch die höhere Entwicklung verändert. Wohl gibt es Fälle, wo bei wilden Völkern die Männer noch tanzen, und es ist eine Ausnahme — wie es noch bei einigen Völkern geschieht — dass die Frauen zusammen mit den Männern tanzen. Auch gilt dasselbe von der Verzierung und der Verschönerung. Bei den kultivierten Völkern jedoch ist das ganz anders. Hier spielt die Frau eine aktive und gleichzeitig eine passive Rolle. Es ist die Frau, die sich bei unserem Zusammenleben verschönt und unbewusst

[1]) a. a. O., S. 244 ff. — [2]) Westermarck, S. 252. — [3]) a. a. O., S. 249. — [4]) a. a. O. S. 185.

danach strebt, durch Entblössung von Teilen ihres Körpers, durch die Gestalt, und durch die Farben ihrer Kleider usw. den Mann anzulocken und ihn zur Tumeszenz zu bringen. Es ist also ihre Rolle eine passive, damit sie ihrerseits gezwungen ist, zu warten, bis der Mann um ihre Hand nachsucht und mit ihr eine Heirat eingehen will. Dies ist natürlich nur eine Beschreibung in sehr grossen Linien.

Hier sind noch allerlei Ausnahmen und Verschiedenheiten anzuführen, je nach dem Land, den Sitten und Gewohnheiten, der Höhe der Kultur und Erziehung, dem Stand, der sozialen Stellung und den verschiedenen Stufen in der Gesellschaft. Ein grosser Unterschied ist aber deutlich: während nämlich in der Tierwelt das Weibchen passiv und das Männchen allein aktiv ist, wo sie in der Wildnis zusammenleben — einige wenige Fälle ausgenommen — spielt in der kultivierten Gesellschaft die Frau auf dem Gebiete des Geschlechtslebens eine viel aktivere Rolle als sonst beim Zusammenleben. Es würde uns zu weit führen und es gehört nicht mehr in den Rahmen dieser Arbeit, hierauf einzugehen. (Schluss folgt.)

---

# Zum Probleme der Hypnose.

## Experimentelle Beiträge[1]).

Vorläufige Mitteilung von Dr. **Sydney Alrutz,** Dozent der Psychologie an der Universität Upsala.

### I.

### Die methodische Behandlung des hypnotischen Problems.

Ich begrenze sofort meine Aufgabe: Die Untersuchung hypnosigener und intrahypnotischer Mittel. Also, die Untersuchung der Mittel, die Hypnose hervorbringen oder die während der Hypnose verschiedene Wirkungen hervorrufen.

Wenn wir sämtliche Behauptungen der verschiedenen Forscher zusammenstellen, erhalten wir eine ziemlich lange Liste solcher Mittel, die angeblich eine spezifische Wirkung ausüben. Diese Liste würde etwa so aussehen: Streiche (oder Hinzeigen) mit oder ohne Berührung; Fixation, entweder im allgemeinen aber mit stark konvergierten Sehachsen, oder von glänzenden Gegenständen, oder der Augen des Hypnotiseurs; lautes Geräusch; monotone Geräusche; Magnete, Kristalle, Metalle; starke Konzentration oder exspektative Aufmerksamkeit; Suggestion; Autosuggestion und telepathische Einwirkungen.

---

[1]) Eingegangen am 1. Mai 1912.

Es ist einleuchtend, dass ich hier keinen Unterschied zwischen hypnosigenen und intrahypnotischen Mitteln gemacht habe.

Nun ist es ja freilich die herrschende Theorie unserer Tage, dass alle diese verschiedenen Mittel in suggestiver Weise — also als direkte oder indirekte Suggestionen — wirken. Dennoch gibt es fortwährend so beachtenswerte Anhaltspunkte dafür, dass wenigstens einige von diesen in irgend anderer Weise als auf suggestivem Wege wirken oder mit anderen Worten: es gibt so viele nicht zu vernachlässigende Forscher, die für solche Ansichten noch heutzutage eintreten, dass eine Revision des ganzen Gebietes meiner Ansicht nach gefordert werden muss.

Wenn man aber diese mehr als ein Jahrhundert alten Streitfragen noch einmal aufrollt, so muss man wirklich auf den Grund gehen, d. h. man muss versuchen, jedes „spezifische“ Mittel isoliert für sich zu untersuchen, also mit Elimination irgendwelcher möglicher Wirkung von seiten der übrigen Mittel. Dabei muss man auch alle subjektiven Meinungen beiseite lassen über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit solcher spezifischen Wirkungen. Man muss — so schwierig es auch sein mag — vorurteilslos und rücksichtslos ein rein objektives Verfahren anwenden — sonst lohnt es sich gar nicht, sonst kann man nicht einmal hoffen, eine endgültige Lösung zu gewinnen.

Ich beabsichtige, im folgenden Abschnitt einen sehr verkürzten und nur ganz präliminären Bericht der bisher gewonnenen Resultate meiner Untersuchungen über ein einziges von diesen Mitteln und zwar über das Streichen ohne Berührung (was man auch im französischen passes nennt) zu geben.

---

## II.

## Experimentelle Untersuchungen über die Effektivität der Passen (Streichen ohne Berührung).

### 1. Problemstellung und Versuchsanordnung.

Bei der Behandlung der Frage vom Streichen ist es vorteilhaft, mit dem Streichen ohne Berührung zu beginnen, weil es hier möglich ist, sowohl taktile als thermische Reize auszuschalten und auch Autosuggestionen zu vermeiden.

Ferner ist zu betonen, dass es zweckmässiger ist, zuerst die Wirkung der Passes, z. B. auf die Hautsensibilität, wenn die Hypnose bereits eingetreten ist, zu untersuchen, als ihre Bedeutung für die Einschläferung, bzw. das Erwecken festzustellen, da es viel schwie-

riger ist, Suggestionswirkungen bei diesen beiden Arten von Prozessen zu vermeiden.

Um die Möglichkeit gewöhnlicher Hautsinnesreizung, Luftströme und Wärmestrahlung von der Hand des Hypnotiseurs, auszuschalten, habe ich die Untersuchung in der Weise begonnen, dass ich die Haut der Versuchsperson durch Platten aus Glas, Metall oder anderen Stoffen schützte, die, an einem Stativ befestigt, in einigen Zentimetern Abstand von der Haut angebracht wurden, und dann die Passes in so geringem Abstand als möglich von diesen Platten ausführte, ohne sie jedoch zu berühren. Ich will gleich hier sagen, dass diese Vorsichtsmassregeln glücklicherweise in gewissen Fällen nicht die Wirkung der Passes verhinderten.

Es ist klar, dass man dieselbe Versuchsanordnung anwenden kann, wenn man die Wirkung der Passes untersucht oder wenn man feststellen will, ob das blosse Halten der Hand über einer Hautfläche oder einem Körperteil (oder das Hinzeigen mit einem Finger) eine Wirkung herbeiführt.

Schliesslich bedarf es kaum besonderer Erwähnung, dass die Versuchsperson in vollständiger Unkenntnis darüber zu halten ist, was man mit ihr vorhat und wann ein Versuch angestellt wird, sowie dass jede absichtliche Suggestion seitens des Hypnotiseurs zu vermeiden ist — denn es sind ja die behaupteten Wirkungen der Passes unabhängig von aller Suggestion, die es hier in erster Linie zu erforschen gilt.

Die Untersuchungen, über die ich hier berichte, sind hauptsächlich an einer einzigen Person, einem Metallarbeiter W., angestellt worden. Dieser, der Hysteriker und Neurastheniker ist, ist von mir mittels Hypnose wegen Herzneurose, Schlaflosigkeit, starker Depression mit Unruhe usw. mit sehr günstigem Erfolg behandelt worden.

Ich kann hinzufügen, dass ich während der mehr als 50 Sitzungen (über mehr als zwei Jahre verteilt), die ich mit meiner Versuchsperson gehabt habe, ihm niemals eine einzige Suggestion auf dem Gebiete der Sensibilität gegeben habe — vor allem dies Gebiet ist es nämlich, auf dem die Passes Wirkungen ausüben, wie wir sogleich sehen werden.

## 2. Ergebnisse.

Ich beschreibe zunächst, was ich den „Hauptversuch" nennen möchte. Er geht folgendermassen vor sich.

Nachdem der Patient in leichte Hypnose versetzt und ihm ein undurchsichtiges Tuch über den Kopf geworfen worden ist — die Ohren können ihm, wenn es gewünscht wird, verstopft werden, und das

ist auch bei gewissen Versuchen geschehen — mache ich mit meiner rechten Hand so lautlos als möglich abwärtsgehende (d. h. in zentrifugaler Richtung verlaufende) Passes über der Platte, die sich über dem entblössten Unterarm und der Hand des Patienten befindet. Diese abwärtsgehenden Passes mache ich mit ausgestreckter, flacher Hand, mit der Volarseite nach unten und gewöhnlich mit dem Handgelenk nach vorn. Die Bewegung geschieht recht langsam und gewöhnlich vom Ellenbogengelenk des Patienten an bis zu den Fingerspitzen, eine Minute lang. Während dieser Zeit mache ich ca. 20 Passes.

Vorausgesetzt, dass die Platte z. B. von Glas (sogar 5 mm dick) und die Hautsensibilität kurz vor dem Versuch (aber in der Hypnose) als etwas übernormal (schwache Hyperalgesie und Hyperästhesie) befunden worden ist, so ist die Wirkung dieser Behandlung die, dass die Sensibilität ganz aufgehoben wird und zwar rücksichtlich aller Hautsinnesqualitäten, ausgenommen bisweilen die Druckempfindungen. Natürlich nehmen die Wirkungen der Passes, d. h. die Insensibilität, zu, wenn man die Zeit der Einwirkung länger bemisst. Diese selbe Wirkung erhält man auch dann, wenn die Glasplatte durch eine Platte aus Zink, Eisen, Kupfer, Blei u. a. Metallen oder auch Legierungen, wie Messing, ersetzt wird. Nimmt man dagegen eine Platte aus Pappe, Baumwolle oder Wolle, so zeigt diese eine hindernde Einwirkung: die Platte wirkt nun mehr oder minder als ein Schirm. Ferner: auch andere Personen als der Hypnotiseur können diese Unempfindlichkeit hervorrufen, wenigstens während des betreffenden hypnotischen Zustandes. Den ungefähr 20 Personen (Psychologen, Physiologen, Aerzten, Physikern usw.), die diese Versuche nachgemacht haben, sind sie sämtlich gelungen, und alle haben dieselbe Wirkung erhalten.

Wenn man nun auf dieser unempfindlichen Haut bei im übrigen derselben Anordnung aufwärtsgehende Passes — also in zentripetaler Richtung — macht und einen durchlässigen Stoff als Platte verwendet, so zeigt sich eine eigentümliche Erscheinung: die Versuchsperson erfährt Unbehagen, reibt sich mit der anderen Hand und gibt spontan oder auf Befragen an, dass es „sticht", und auch, obwohl später, dass sie ein Gefühl der Wärme oder Kälte oder beides verspürt. Ich deute diese subjektiven Erscheinungen als Zeichen der zurückkehrenden Sensibilität, da diese tatsächlich stets zurückgekehrt ist, sobald die subjektiven, spontanen Empfindungen aufgetreten sind. Diese Empfindungen, wenigstens die Wärmeempfindungen, können unabhängig von vorhergehenden Reizungen auftreten. Sie beruhen aber auch teilweise hierauf, denn wenn ich z. B. die vordersten Fingerglieder des Patienten während des analge-

tischen Stadiums mit einer Nadel steche, so reibt er sich später und gibt Stichempfindungen nur hier an, wenn die Sensibilität wieder erwacht ist.

Noch ein weiteres Phänomen ist hier zu beachten: wenn die abwärtsgehenden Passes gemacht worden sind und man die entsprechende Hautstelle z. B. analgetisch gefunden hat, erweist sich der Arm oder die Hand der Gegenseite als hochgradig hyperalgetisch. Ist die Sensibilität auf der behandelten Seite wieder hergestellt worden, so wird die Gegenseite wieder nahezu normal und rechts wieder gleich links.

Indessen können Hyperalgesie und Hyperästhesie auch direkt hervorgerufen werden, durch aufwärts gehende Passes. Und hierbei kann ich entweder von normaler Hautempfindlichkeit während der leichten Hypnose ausgehen, oder ich kann die aufwärtsgehenden Passes, die über analgetischer Haut gemacht werden, über das Mass hinaus fortsetzen, das notwendig ist, um normale Empfindlichkeit zu erhalten, oder schliesslich kann ich auch von der Analgesie (und Anästhesie) ausgehen, die spontan im tiefen hypnotischen Schlafe eintritt, und dann auch hier die Passen über die normale Empfindlichkeitsgrenze hinaus fortsetzen.

Schon bei den ersten Versuchen fand ich, dass rasche Querpassen (d. h. Passes hin und zurück und senkrecht zu Arm und Hand des Patienten rücksichtlich der Längsachse) auch verwendet werden konnten, um die Sensibilität wieder zu erwecken. Einen Schirm benutzte ich damals freilich noch nicht hierbei. Indessen entdeckte ich später, dass diese Querpasses wahrscheinlich nur als Kältereize wirkten, denn 1. wurden die Passes langsam hin und zurück gemacht, so wurde keine Wirkung erhalten; 2. konnte die Sensibilität schon allein dadurch wieder hergestellt werden, dass man kalt gegen die Haut blies, entweder mit dem Munde oder mittels eines Blasebalges, und 3. erweckt ein kalter Gegenstand beliebiger Art, auf die Hautoberfläche gelegt, die Empfindlichkeit, und in allen drei Fällen meldet sich die zurückkehrende Empfindlichkeit durch die erwähnten subjektiven Erscheinungen an.

Wir wenden uns nun einem anderen Gebiete zu: dem motorischen.

Die Beobachtung, dass Muskeln und Sehnen auf eine ähnliche eigentümliche Weise beeinflusst werden können, machte ich in Wirklichkeit, bevor ich die oben erwähnten Sensibilitätserscheinungen entdeckte. Richtet man in einem Abstand von einigen Zentimetern seinen Finger gegen die motorischen Punkte, z. B. auf der Volarseite des Unterarms, so findet man, dass eine Reizung stattfindet:

man erhält z. B. Beugungen in den Phalangealgelenken, ganz, als wenn man die fraglichen motorischen Punkte auf elektrischem Wege, mittels Induktionsströmen, schwach gereizt hätte. In derselben Weise kann man auf eine Sehne des gemeinsamen Fingerstreckers hinzeigen und dann eine Extension des entsprechenden Fingers erhalten, wenn die Hand vorher zusammengeballt gewesen war.

Auch hier kann man jede Möglichkeit einer thermischen Reizung z. B. dadurch ausschliessen, dass man eine Glasplatte zwischen die Haut der Versuchsperson und den eigenen Finger hält, ja man kann auch mit einer Glasstange, einem metallenen oder hölzernen Stabe u. dgl. durch die Glasscheibe hindurch zeigen, und der Versuch gelingt doch.

Ist die Versuchsperson in einem günstigen Zustande, so kann man sehen, wie die Sehne, auf die man zeigt, bevor die Extension beginnt, zu spielen oder auf eine eigentümliche Weise, die nicht absichtlich nachgemacht werden kann, zu zittern beginnt.

Schliesslich, wenn man seine eigene Hand ausgestreckt, still, sagen wir über der geballten Hand der Versuchsperson hält, wenn diese in leichter Hypnose ist, und der Sicherheit wegen eine Glasplatte dazwischen hält: was tritt dann ein? Dann erhalten wir nach einigen Sekunden die Angabe seitens der Versuchsperson, dass sie Wärme, Stiche empfindet, „es fühlt sich wie elektrisch an“ usw., und sie streckt die Finger aus oder hat wenigstens starke Neigung, dieses zu tun.

Wenn dagegen die Hand über einem Hautgebiet gehalten wird, wenn W. in tiefer Hypnose und folglich anästhetisch ist, so wird die Sensibilität auf der fraglichen Stelle wieder erweckt (W. reagiert dann auf verschiedene Hautsinnesreize), nicht aber auf benachbarten, wenigstens nicht, wenn die Zeit richtig abgemessen ist.

Ich habe in diesem Abschnitt nur die sozusagen grundlegenden Versuche angeführt. Die Beschreibung der Einzelversuche, die sich auf die Erforschung spezieller Probleme beziehen, muss ich auf die ausführliche Darstellung aufschieben, mit deren Veröffentlichung ich bald hoffe beginnen zu können.

### 3. Diskussion der Versuche.

Was die motorischen Erscheinungen betrifft, so haben wir meines Erachtens den geschichtlichen Anknüpfungspunkt bei Charcot zu suchen. Wir haben hier nämlich, meine ich, mit dem zu tun, was Charcot die neuro- und tendinomuskuläre Uebererregbarkeit nannte.

Selbst habe ich diese motorische Uebererregbarkeit in sehr ausgeprägtem Grade bei einer stark hysterischen Frau beobachtet. War

sie in Hypnose versetzt, so rief ein Aufsetzen meines Fingers z. B. auf einen der Muskeln des Unterarms starke Kontrakturen hervor, die allmählich sich über die ganze betreffende Körperhälfte verbreiteten. Druck auf eine Stelle des M. orbicularis oris rief Kontraktur dieses ganzen Muskels hervor usw. Nachdem ich aber meine Versuche mit W. gemacht und die entsprechenden Erfahrungen gewonnen hatte, versuchte ich einmal nur durch Zeigen und während die Versuchsperson sich in wachem Zustande befand, Kontrakturen bei dieser Frau hervorzurufen. Dies gelang mir auch — sie traten sehr stark ausgeprägt auf, und die Versuchsperson vermochte sie nicht selbst zu lösen, hierzu musste ich einen Kältereiz (Blasen) verwenden. Und wie bei W., können auch hier andere als ich diese Kontrakturen hervorrufen, notabene, wenn die Frau in wachem Zustande ist. Ich bemerke noch, dass wenigstens die Mehrzahl der Erscheinungen, die ich bei W. nachgewiesen habe, auch bei ihm in wachem Zustande hervorgerufen werden können — obwohl dann in schwächerer und daher unsicherer Form.

Bevor ich zu den Sensibilitätserscheinungen übergehe, möchte ich — was ich vielleicht schon vorher hätte tun sollen — darauf hinweisen, dass das ganze vorliegende Problem natürlich zwei Seiten hat. Teils gilt es festzustellen, welche eigentümlichen Veränderungen bei dem Nerven- und Muskelsystem der Versuchsperson durch die Hypnose oder Hysterie oder beides eingetreten sind, welche Veränderungen die Hervorrufung der oben beschriebenen Sensibilitäts- und Motilitätserscheinungen ermöglichen; teils gilt es zu versuchen, die Art der Energie festzustellen, die von dem Hypnotiseur oder den Experimentatoren herrührt und die Erscheinungen hervorruft. Je mehr diese beiden Seiten bei der experimentellen Behandlung auseinander gehalten werden können, um so vorteilhafter ist es natürlich für die Lösung des Problems.

Was nun den ersten Gesichtspunkt, d. h. den spezifischen Nervenzustand bei der Versuchsperson, betrifft, so hat es sich gezeigt, dass W. wenigstens für eine Art von physischen Kräften empfindlich ist, die sonst keinen Sinnesreiz auszuüben pflegt. Aus den Versuchen, die Dozent Dr. T. Svedberg und ich angestellt haben, scheint es nämlich sicher, dass unsere Versuchsperson bestimmte Empfindungen in einem magnetischen Kraftfelde erfährt. Wenn seine Hand zwischen die beiden Elektromagneten gelegt wird, so kann er auf Grund der Empfindungen, die er erfährt („es sticht, es bläst“), angeben, wenn der Strom geschlossen ist. Die Versuchsanordnung ist derart gewesen, dass weder er noch wir wussten, wann der Strom geschlossen war. Es hat auch den Anschein, als wenn die Richtung der Kraftlinien von Bedeutung für die Art und Aus-

breitungsweise der Empfindung sei, hier aber sind noch weitere Versuche vonnöten.

Was sonstige denkbare Reize betrifft (wie statische Elektrizität, Magneten in Bewegung, Wärmereize usw.), so ist es mir noch nicht möglich gewesen, ihre etwaigen Wirkungen einer Untersuchung zu unterziehen — oder jedenfalls noch nicht so vollständige Untersuchungen anzustellen, dass ich hier schon endgültige Resultate vorlegen könnte.

Ausser bei den hier erwähnten zwei Versuchspersonen ist es mir bei drei anderen Individuen gelungen, ähnliche Empfindungen und Sensibilitätsveränderungen in wachem Zustande und unter Anwendung von Platten und Schirmen verschiedener Art hervorzurufen. Diese drei Personen scheinen gleichfalls ein labiles Nervensystem zu besitzen.

Was die andere Seite des Problems, nämlich die Art der Einwirkung oder Reizung, die durch Passen oder blosses Halten der Hand stattfinden kann, betrifft, so haben wir im allgemeinen mehrere Möglichkeiten in Betracht zu ziehen: dass die Erscheinungen (die Sensibilitäts- wie auch die motorischen Erscheinungen) entweder durch Druckreize (mittels Luftströmen) oder durch thermische Reize (Leitung, Konvektion, Strahlung) zustande kommen. Und das auf verschiedene Weise. Halten wir uns z. B. an eine dargestellte Analgesie, so können jene Reize entweder Sinnesempfindungen hervorgerufen haben, welche Ausgangspunkte für Autosuggestionen gebildet haben, wodurch die Analgesie von dem Subjekt selbst hervorgerufen wird, oder auch kann man annehmen, dass die Reize direkt (ohne dass Sinnesempfindungen ausgelöst worden sind) die Analgesie hervorgerufen haben.

Berücksichtigen wir indessen, dass bei allen entscheidenden Experimenten Schirme aus verschiedenen Stoffen angewandt, und dass die Passen einen oder einige Zentimeter über denselben ausgeführt wurden, so sind Luftströme, Wärmewirkung durch Leitung oder Konvektion ohne weiteres auszuschliessen. Es bleibt dann Wärmewirkung durch Strahlung übrig. Da ich aber positive Resultate auch dann erhalten habe, wenn ich als Schirm eine Glasflasche (mit dicken Wänden und mit Luft gefüllt) oder eine Bleiplatte von 3 mm Dicke oder doppelte Platten aus Eisenblech oder Zink anwandte, so scheint auch diese Erklärung unmöglich zu sein, da man annehmen muss, dass derartige dicke Schirme vollständig die Wärme absorbiert haben, die von der Hand des Experimentators zur Haut der Versuchsperson gestrahlt ist.

Hier ist auch daran zu erinnern, dass das blosse Halten der Hand über der Haut wie auch Passes, nämlich aufwärtsgehende,

selbst durch gewisse Platten hindurch eine Wirkung ausüben (die Sensibilität auf vollständig anästhetischer Haut wieder herstellen), dass aber starke Wärmereize (Blechgefässe, mit Wasser von 40—50 ° C. gefüllt), die in aufwärtsgehender Richtung geführt werden (ohne einen Schirm dazwischen) fast keine Wirkung auf anästhetische Haut ausüben.

Was Erklärungen mittels von mir herkommender Suggestionen (Heterosuggestionen) betrifft, so können sie keinesfalls hier Verwendung finden, da Heterosuggestionen auf diesem Gebiete niemals dem W. gegeben worden sind.

Dagegen liesse sich denken, dass die Versuchsperson auf autosuggestivem Wege die veränderte Reizbarkeit anlässlich und im Anschluss an die Geräusche, die möglicherweise beim Ausführen der Experimente entstanden sind, hervorgerufen hat, oder er kann Analgesie usw. simuliert und Beugungen, Streckungen usw. auf Grund derartiger Geräusche absichtlich ausgeführt haben.

Aber auch diese Hypothese genügt nicht. Denn sogar, wenn man zugibt, dass ein Geräusch bei jedem Experiment zustande kommt, so können doch diese unmöglich so gut lokalisiert und spezifisch sein, dass die Versuchsperson raten kann, gegen welchen motorischen Punkt am Unterarm ein Glasstab gerichtet wird — ganz abgesehen von dem Umstande, dass W. der Wirkungen vollständig unkundig ist, die auf die Reizung der verschiedenen Punkte folgen.

Das gleiche gilt für das Sensibilitätsgebiet. Auch hier können zufällige Geräusche ihn nicht in solchem Grade geleitet haben, dass er hat wissen können, über welchem Teil des Unterarms oder über welchem Finger eine Glasplatte gehalten und Passes oder Hinzeigungen gemacht wurden. Oder bei folgendem Versuch: eine Metall- oder Glasplatte wird in einem Stativ befestigt und über die Platte bandförmig ein wollenes Tuch oder dgl. gelegt, so dass dieses letztere ein bestimmtes Gebiet der Platte bedeckt. Erst darauf wird das Stativ auf seinen Platz gestellt. Wenn die Passes dann ausgeführt worden sind, zeigt es sich, dass die Platte nur entsprechend dem Teile, wo das wollene Tuch gelegen, gegen die Wirkung geschützt hat, die die Passes sonst auf der Haut der Versuchsperson hervorgebracht haben. Hier hat offenbar die Versuchsperson nicht ahnen können, wie die Anordnung gewesen ist. (Auch bezüglich der Frage der Möglichkeit einer thermischen Reizung ist dieses Experiment von Bedeutung, da hier ja eine völlig gleichartige Fläche gegen das ganze fragliche Hautgebiet während des Versuches gerichtet gewesen ist.)

Es bleibt endlich die telepathische Hypothese übrig. Hiermit meine ich, dass meine Vorstellungen oder Erwartungen betreffs des Resultates direkt (ohne Vermittlung durch die Sprache meinerseits oder

durch die normalen Funktionen der Sinne seitens der Versuchsperson) auf die Versuchsperson übertragen werden — sei es dass meine Vorstellungen bewusst oder unbewusst sind. Auch liesse sich eine telepathische Wirkung in der Weise denken, dass der Experimentator auf die kortikalen Sinneszentren selbst einwirkt, so dass z. B. eine Analgesie eintritt, ohne dass die Versuchsperson sich dessen bewusst ist.

Wir sind um so mehr verpflichtet, diese Möglichkeiten in Rechnung zu ziehen, als eine ganze Reihe von Forschern hypnotische Einschläferung und Erwecken bei gewissen sehr empfindlichen Personen lediglich auf dem Wege der Vorstellung und des Willens hervorrufen zu können glaubt, und als ich selbst gefunden habe, dass telepathische Erscheinungen (Einschläferung, Erwecken, möglicherweise auch Einwirkungen auf die Sensibilität) bei W. sich hervorrufen lassen. Einen weiteren Anlass hierzu sehe ich darin, dass Physiker nicht nur auf diese Erklärungsmöglichkeit hingewiesen, sondern auch die Ansicht ausgesprochen haben, dass sie zuerst zu untersuchen ist, bevor man annimmt, dass wir es bei diesen Versuchen und Resultaten mit einer direkten Energiewirkung unbekannter Art von den Fingern oder dem Nervensystem des Experimentators her zu tun haben.

Kann nun der supponierte telepathische Faktor bei den Versuchen ausgeschaltet werden?

Ja, durch eine Art von unwissentlichem Verfahren — wenn z. B. die Experimente von einer Person ausgeführt werden, die gar nicht weiss, welches Resültat sie von den Manipulationen zu erwarten hat, die vorzunehmen sie instruiert ist, und wenn ferner die Person, die jene instruiert hat, nicht weiss, welche Art von Versuch jene anstellen wird.

Ich führe einige Beispiele von Versuchen dieser Art aus meinem Protokollbuch (Sitzung Nr. 37) an.

Dozent Dr. Svedberg, der mir behilflich war, wusste nur, dass Dozent Dr. v. Bahr einmal einige Versuche an W. mit verschiedenen Zwischenplatten angestellt hatte, welche Wirkungen aber bei den Experimenten zu erwarten waren, wusste er (wenigstens jetzt) gar nicht.

W. befand sich in leichter Hypnose; Sensibilität normal und rechts = links.

Dr. S. wurde nun von mir (in einem anderen Zimmer) gebeten, Passen über der Messingplatte entweder an dem rechten oder an dem linken Arm und entweder aufwärts oder abwärts nach freier Wahl eine Minute lang zu machen. S. kam dann zu mir hinaus und sagte, dass es geschehen sei. Darauf bat ich ihn, mit meinem Algesimeter (2 g) zuerst zehnmal auf der behandelten und dann zehnmal auf der andern Seite zu prüfen und die Resultate zu beobachten. In gleicher Weise sollte er es mit den Temperatoren (Kältereizen) machen.

S. tat dies und erzählte mir dann, dass der behandelte Arm und die

Hand, die abwärtsgehenden Passen ausgesetzt worden waren, gefühllos und dass die andere Seite deutlich überempfindlich geworden sei. Dies wurde darauf auch von mir konstatiert. S. erhielt ferner dieselben Resultate bei Reizung mit Baumwolle (Kitzeln). —

S. durfte tun, was er wollte. Ich ging hinaus. S. kam dann und berichtete mir, das er eine Blechplatte über dem ganzen linken Arm und der Hand angewandt und ganz oben auf diese eine grosse Zündholzschachtel gelegt habe; danach habe er $1^1/_2$ Minuten lang abwärtsgehende Passes gemacht. Selbst habe er nichts Bestimmtes erwartet. Er erhielt als Resultat: der oberste Gürtel — recht genau der Schachtel entsprechend — war andauernd empfindlich, der übrige Teil des Arms und die Hand aber waren für den Algesimeter (und auch, wie ich später feststellte, für die Temperatoren) unempfindlich; der rechte Arm dagegen war überempfindlich.

Die Resultate stimmten demnach mit dem überein, was ich zuvor gefunden hatte.

Folgender Versuch (aus Sitzung Nr. 20) bietet ein Beispiel für eine andere Art von Versuchen, die ich angestellt habe, und die unter anderem bezwecken, die Möglichkeit rein telepathischer Beeinflussung vom Experimentator auszuschliessen:

W. in leichtem Schlaf.

Dr. v. Bahr befestigte einen ca. 6—7 cm breiten Gürtel von Baumwollewatte an und unter einer Messingplatte — ich sah nicht, wo der Gürtel sass. Darauf hielt v. B. die Platte über W.s rechtem Arm und rechter Hand (welch letztere geballt war). Ich machte abwärtsgehende Passes während einer Minute und prüfte dann die Sensibilität (andauernd ohne zu wissen, wo der Gürtel angebracht gewesen war). Ich fand die ganze Hand bis zum Handgelenk empfindlich, das übrige unempfindlich. Dies stimmte: d. h. der Wattegürtel hatte gerade über der Hand gesessen.

Aus diesen und ähnlichen Versuchen geht also als ziemlich sicher hervor, dass, wenn auch der telepathische Faktor bisweilen wirksam sein kann, er doch nicht die Hauptursache der Erscheinungen ist.

Wir sind daher — da keine andere Möglichkeiten übrig zu sein scheinen — zu der Annahme gezwungen, dass die Erscheinungen durch eine direkte, eigentümliche, spezifische Wirkung von den Händen der Experimentatoren her hervorgerufen werden. Wahrscheinlich haben wir es mit einer der Wissenschaft bisher unbekannten Form nervöser Energie oder mit einer unbekannten Aeusserung derselben zu tun. Die Art dieser Energie womöglich zu erforschen, wird die angelegentlichste Aufgabe während der nächsten Zeit sein.

Anmerkung: Die Versuchsanordnung ist oben auch deswegen so ausführlich geschildert, damit jeder mit geeigneten Versuchspersonen wenigstens den Hauptversuch (S. 33—34) nachmachen und bestätigen kann. Der Verf.

# Zur Psychoanalyse des Hasses.

Von Dr. **N. Wyrubow**, Moskau.

Ueber die Psychologie und Psychoanalyse des Hasses ist noch sehr wenig geschrieben worden. Gegenwärtig kann man auf zwei solche Arbeiten hinweisen. Die eine, in Form einer kurzen Mitteilung von W. Stekel führt den Titel: „Warum sie ihren Namen hassen."

In diesem Artikel schildert Stekel eine Dame, die ihren Namen und den Namen ihres Vaters in einem so hohen Grade zu hassen begann, dass sie diese Namen weder aussprechen noch lesen noch schreiben konnte. Die Psychoanalyse ergab, dass diesem Hasse folgendes zugrunde lag: Nach dem Tode des geliebten Vaters erfuhr die Dame, dass ihr Vater mehrere geliebt hatte, für die er sein ganzes Vermögen verschwendete. Ihre Liebe ging in Hass und Verachtung über, und der Hass gegen den eigenen Namen war also Hass gegen den Menschen, der ihr diesen Namen gegeben hatte[1]).

Eine andere Arbeit: „Analystische Untersuchungen über die Psychologie des Hasses und der Versöhnung" des Pfarrers Pfister ist eine grosse, detaillierte Psychoanalyse eines Falles des Hasses eines 12jährigen Knaben gegen seinen etwas älteren Bruder. Der jüngere war um Vorwände sich mit seinem Bruder zu streiten nie verlegen. Die Untersuchung wurde[2]) teils mit der Methode der gebundenen und teils mit der der freien Assoziationen durchgeführt. Die interessante Analyse von Pfister lässt sich nicht kurz schildern: Deswegen muss ich mich auf die Schlüsse, die Pfister zieht, beschränken:

Erstens: „Die Komplexbefriedigung kommt dadurch zustande, dass ein auf Schädigung des Gehassten gerichteter Wunsch deutlich oder verhüllt im Inhalt des Wachtraumes als verwirklicht dargestellt ist." (Die Methode der Assoziation).

Zweitens: „Die sexuelle Komponente des Hasses kommt in Form des Sadismus und Masochismus zum Ausdruck.

„Die Wollust des Hasses enthüllt der Analyse ihr Geheimnis", das ist der aphoristische Satz des Autors.

Meine eigene bisherige Beobachtung über die ich im folgenden berichte, deckt als Urgrund des Hasses ebenfalls den Sexualkomplex auf.

* * *

[1]) Zentralblatt für Psychoanalyse, 1910. Nr. 2/3.

[2]) O. Pfister, Analystische Untersuchungen über die Psychologie des Hasses und der Versöhnung. Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen. II. Bd. I. Hälfte. Seite 134—178.

Ch. konnte seit langem keine Katzen leiden. Er hasste sie sogar. Im allgemeinen liebte er alle Tiere sehr und behandelte sie zart und liebevoll, und diese Ausnahme den Katzen gegenüber zwang ihn öfters zum Nachdenken und zum inneren Protest gegen seine grausame Behandlung der Katzen. Nichtsdestoweniger, wenn sich ihm eine Katze näherte, liebkoste er sie nur am Anfang, um später damit zu enden, dass er die Katze quälte; er verursachte ihr Schmerzen, und wenn das Tier seine Krallen zeigte oder mit den Zähnen zugriff, warf er es weg. Wenn er vor einer Katze vorüber ging, konnte er oft nicht widerstehen, sie beim Kragen oder beim Schwanze zu packen, sie zu schwingen und in die Luft zu werfen, und dann zu beobachten, wie die Katze, durch die Luft purzelnd auf die Erde fällt und auf einmal sich auf alle Viere stellt. Oefters folgte das Tier vertrauensvoll seinem Rufe, und er wiederholte von neuem dieselbe Prozedur. Diese Quälerei war für ihn eine Quelle eines eigenartigen, etwas krankhaften Genusses, der aber später zum Gefühl der Unbefriedigung und des Ungelösten führte. Das Leiden des Tieres brachte ihn oft zum Lachen, aber ihm selbst erschien dieses grobe Lachen ebenso widersinnig und nicht am Platze, als dieses grausame Spiel überhaupt. Ich wiederhole, dass dieses Gefühl des Hasses den Katzen gegenüber nicht im geringsten mit der ganzen psychischen Anlage seiner Persönlichkeit harmonierte, der feindliche Gefühle gegen den Menschen, sowie den Tieren gegenüber fremd waren.

Als Ch. mit den Prinzipien der Psychoanalyse bekannt wurde, kehrte er während der letzten $1^1/_2$ Jahre öfter zu dem Gedanken zurück, dieses ihm unverständliche und unmotivierte Gefühl zu analysieren, aber alle Versuche in dieser Richtung blieben vorläufig resultatlos. Es gelang ihm nicht, Bilder der Vergangenheit oder Assoziationen hervorzubringen, und das Gefühl des Hasses gegen die Katzen existierte weiter und äusserte sich in den oben erwähnten Handlungen.

Einmal, während eines erotischen Traumes, hatte Ch. ein somatisches sexuelles Gefühl, wie er es schon einmal vor sehr langer Zeit erlebt hatte. Den Inhalt des Traumes behielt er nicht, aber das erlebte Gefühl rief eine ganze Reihe von Erinnerungen hervor. Es kam ihm ins Gedächtnis, dass er dasselbe Gefühl das erstemal im Alter von 13 Jahren beim Kokettieren mit einem jungen Dienstmädchen hatte. Das Sexualgefühl war sehr intensiv und wurde mit entsprechenden somatischen Empfindungen lokalen, sowie auch allgemeinen Charakters, wie Herzklopfen, Zittern usw. begleitet. Schüchternheit und Furcht zwangen ihn, sich von diesem Mädchen fern zu halten, aber die quälenden Gefühle wurden deswegen nicht leichter. Die sinnliche Färbung der Erinnerung war so intensiv, dass Ch. auch jetzt nach 30 Jahren beim Erzählen das Erlebnis so fühlte, als wäre es, wie man sagt, erst gestern geschehen. Weiter erinnerte er sich, dass es damals Frühling war; die Fenster standen offen. Am Fensterbrett lehnte, das Gesicht der Strasse zugewendet, das Mädchen, das in ihm erotische Gefühle erweckte. Es war Abend und das Mädchen hatte gerade sein Bett gemacht. Dann ging sie fort und liess ihn mit quälenden erotischen Wünschen allein.

Die Wohnung befand sich im zweiten Stock, weshalb die Fenster auch für die Nacht offen blieben. Einigemal geschah es, dass sich in der Nacht in die Fenster Katzen einschlichen und ihre Frühlingskonzerte gaben. Das

weckte ihn auf und er jagte ihnen nach. Er packte die Tiere mit Wut und Bosheit, schlug sie und warf sie dann kräftig aus dem Fenster in den Hof hinunter und beobachtete, wie sie einen Purzelbaum in der Luft schlugen und entsetzlich miauend auf den Boden fielen.

Weiter fiel dem Ch. noch eine Erinnerung ein. Später erwies es sich, dass diese Erinnerung in eine Zeit gehörte, die dem Frühlung, von dem die Rede war, voranging.

Er und seine Schwester besassen 2 Katzen. Der Schwester gehörte ein weisses Kätzchen, ihm ein grauer Kater, den man für den Mann des Kätzchens ausgab. Einmal geschah es, dass jemand dem Kater den Schwanz abschnitt. Das war ein grosser Kummer für den Knaben; er wollte herausbekommen, wer das gemacht hatte und warum der Kater so geschändet wurde. Jemand von den männlichen Dienstboten sagte ihm, dem Kater sei recht geschehen, damit er den Katzen nicht mehr nachlaufe. Der Ton der Erzählung, zweideutige Gesten und Lachen ergänzten das, was nicht gesagt wurde, und weckten bei dem Knaben das unklare Gefühl von etwas ihm Unbekanntem, aber Verlockendem und Interessantem. Dieses Gefühl verwirrte ihn. Interessant ist unter anderem noch der Umstand, dass, als er sich an all das erinnerte, er vor sich die ganze Umgebung, bei welcher das Gespräch geschah, lebhaft sah, den Hof, die dicke hölzerne Leiter, die an die Mauer des Hauses angelehnt war, zwei oder drei Arbeiter, die bei der Leiter standen usw. Das Aeussere aller wiedergegebenen Ereignisse behielt er überhaupt sehr deutlich in Erinnerung als lebendig gefärbte Bilder. Er erinnerte sich auch gut an das Zimmer, von wo er die Katzen hinunterwarf, an den anbrechenden Morgen, an die ganze Einrichtung des Zimmers usw. Und je weiter er sich erinnerte, desto deutlicher und klarer kamen die Details hervor. Weiter kam ins Gedächtnis, dass er während der erzählten nächtlichen Szene vom Bette in einem kurzen Hemde barfuss aufsprang, dass er die Morgenkälte fühlte usw.

Mit einem Worte, er erinnerte sich jetzt an so winzige Details, von denen er sein ganzes Leben keine Vorstellung gehabt hatte. Kehren wir aber zum Ereignis mit dem Kater zurück, das den Knaben so verwunderte. Seinen Kummer goss er in einem primitiv gemachten kindlichem Gedichte aus, das übrigens in einem halb spasshaften Tone gehalten war. Dieses Gedicht mit schlechtem Rhythmus und einfachem Reim behielt er im Gedächtnis sein ganzes Leben lang und las es öfters zum Spass vor, wenn er von seinen Kinderjahren erzählte. Das Gedicht begann mit dem Erzählen des Ereignisses, dass man seinem Kater den Schwanz abgehackt, ihn der Schönheit beraubt hatte, und dass nur das liebe Kätzchen allein ihn nicht weniger lieb haben würde. Weiter folgte die Moral für die Kinder („Da habt ihr, Kinderchen, die Lehre“), dass sie nicht allein ohne Aufsicht „in den Höfen schlendern sollen“. In der Einbildung des Knaben erreichte das Unglück den Kater für etwas Schlechtes (Sexuelles), was auch den Kindern geschehen könnte.

Die Liebe zum schwanzlosen Kater verschwand und verwandelte sich in ein Gefühl des Ekels, und das spätere Verschwinden des Katers war dem Knaben eher angenehm.

Der sich so Analysierende stellte sich mit einem gewissen Grade berechtigten Skeptizismus die Frage, was ihm diese Analyse geben könne. Deshalb

erwartete er ungeduldig und mit Misstrauen solche Fälle, die ihm zeigen könnten, wie seine Beziehungen zu den genannten Tieren sich jetzt gestalten würden.

Eine ganze Reihe von Fällen (im Hause, wo Ch. oft verkehrte, befinden sich immer Katzen) stellten sich Ch. zu Versuchszwecken, und zu seinem Erstaunen war er vom Hasse den Katzen gegenüber vollkommen befreit. Nicht nur, dass er keinen Wunsch zum Quälen, besonders zum Quälen nach vorherigen Liebkosungen hatte, sondern der alte Hass machte jetzt einem etwas sentimentalen Gefühl der Schuld gegenüber den unschuldigen Tieren Platz wegen der Quälereien, die er ihnen zugefügt hatte.

Diese Befreiung von dem Gefühl des Hasses wirkte auch auf das allgemeine Befinden des Analysierten, da dieses Erkennen feindliche und boshafte Elemente, die seiner psychischen Persönlichkeit widersprachen, aus seiner Seele herausriss.

* * *

Der Analysierte hat eine so detaillierte Genesis seiner pathologischen Gefühle an den Tag gelegt, dass es uns vielleicht nur übrig bleibt, die Hauptpunkte herauszuheben.

Vor allem nehme ich an, dass in dem Hasse gegen die Katzen und in ihrer grausamen Behandlung sich unzweifelhaft sadistische Elemente befanden. Zuerst wurde dieses Gefühl, wie man es aus der Analyse sieht, beim Ch. in der Zeit des Pubertät geweckt. Dieses Element der geheimen Lust lässt sich schon in dem kindlichen Gedichte, dessen Inhalt oben angeführt wurde und in der Beziehung, die sich später zu den unschuldigen Tieren herausbildete, deutlich ersehen.

Zur Frage des grausamen Handelns in der Periode der Entwicklung des Geschlechtsgefühls finden wir sehr interessante Zeilen bei Kötscher[1]).

„So tief als Erbe aus dem tierischen Kampf ums Dasein und um die Liebe sitzt aber bei uns noch die Lust an der Grausamkeit, dass auch beim ethisch Hochstehenden diese Lust trotz allen Mitgefühles sich daneben behauptet, ja zuweilen dieses schöne Gefühl total durchbricht. Ganz gutmütige Menschen empfinden einen wollüstigen Kitzel beim Anschauen eines lebensgefährlichen Zirkusstücks oder einer schönen Löwenbändigerin unter ihren gefährlichen Bestien. Auf uns Jungens machte, als wir Homer lasen, die Szene, wo Achill den Hektor, der unsere ganze Sympathie hatte, nackt um die Mauern Trojas schleifte, einen tiefen, und wie ich jetzt unsere damaligen naiven Gespräche erst verstehend weiss, von unklarer sexueller Regung gefärbten Eindruck. Auch als dann „Maria Stuart" gelesen wurde, war die Wirkung auf uns in der Pubertät stehenden Jungens eine gewaltige. Ihre Hinrichtung beschäftigte auch mich ganz besonders und ein Grausen, nicht ohne verliebte Wollust verfolgte mich damals in meine Träume. Solche ähnliche Erinnerungen erster sexueller Eindrücke würden gewiss viele erzählen können, wenn sie sie nicht als für die spätere normale Geschlechtsentwicklung unwesentlich vergessen hätten."

[1]) L. Kötscher, Das Erwachen des Geschlechtsgefühls.

In pathologischen Fällen können diese sadistischen (und auch masochistischen) Elemente, wie bekannt, später in sehr prononzierter Form hervortreten.

Später äussert sich das sexuale Gefühl beim Analysierten in einer deutlicheren Form, als ein Sehnen nach der Frau. Die Schüchternheit und die Furcht vor diesem Unbekannten, Quälenden und Machtvollen rufen einen inneren Kampf hervor, der mit dem Verdrängen und mit der Unterdrückung dieses Sehnens endet[1]).

Das Objekt der Grausamkeit wird endgültig fixiert, nachdem in das Zimmer Katzen eindringen und, wie Ch. mit Grund annahm, ihre Hochzeit zu machen versuchen. Doch die Auswahl des Objektes der Grausamkeit kann ich nicht auf zufällige Umstände beziehen. Wer die Katzen aufmerksam beobachtet hat, der kann bemerken, wie viel Sadismus die Aeusserungen ihres psychischen Lebens zeigen. Man muss sich an die öfters schweren Verletzungen erinnern, die sie nach der Liebesperiode zeigen; an die verfeinerte Grausamkeit, mit der die Katze mit der Maus spielt, und endlich daran, wie mit der Zärtlichkeit, die das Streicheln und das Kosen hervorruft, die Katzen das Strecken der Krallen, das Packen mit den Zähnen, das öfters gar keinen Schmerz verursacht und das zornige Wedeln mit dem Schwanze vereinigen. Diese gleichzeitigen Aeusserungen der Zärtlichkeit und der Grausamkeit von seiten der Tiere konnten augenscheinlich als Momente erscheinen, die das Fixieren und das Verstärken der sadistischen Grausamkeit zu diesen Tieren beim Ch. besonders begünstigten.

Der isolierte Zustand solcher pathologischer Komplexe einer im übrigen gesunden Psyche schafft, wie es Freud und seine Nachfolger gezeigt haben, Bedingungen, die das Bestehen und das Hervortreten dieser Komplexe begünstigen.

Kötscher führt noch die Bemerkung von Ehrenfels an, der vom „Doppelleben" spricht, das der moderne Kulturmensch führen muss, von einer Art nächtlichem und einem Tagesbewusstsein des Menschen. Von Kindheit an wird die Dissoziation der psychischen geschlechtlichen Vorstellungen vom übrigen psychischen Inhalt kultiviert. Diese Dissoziation wird auch im weiteren Leben erhalten. Die Aufgabe der psychoanalytischen Methode von Freud besteht in solchen Fällen darin, dass man sucht die Dissoziation, die zum Entstehen und zur Bildung der pathologischen Komplexe geführt hat, zu beseitigen und auf diese Weise ihre Lösung herbeizuführen.

---

[1]) S. Kötscher o. c. „Daher wird der sexuale Affekt mit seiner ihm innewohnenden Kraft nach Entladung auf sekundäre Bahnen gewiesen, wie auf geistiges Schaffen, religiöse Ekstase, Askese, Selbstpeinigung und Grausamkeit." S. auch entsprechende Arbeiten S. Freuds.

Der analysierte Fall ist noch von einer anderen Seite interessant. Das unmotivierte feindliche Gefühl mit dem Wunsche zu vernichten, davonzujagen, wegzulaufen usw. kommt sehr oft vor.

Die Objekte solcher Art Gefühle sind meistens ganz unschuldige Kreaturen, wie Spinnen, Mäuse (besonders oft bei Frauen), Frösche u. a. m., die an und für sich nichts dergleichen vorstellen, was solche Gefühle motivieren könnte. Auch die Analyse unseres Falles zeigt, wie es scheint, die Wege, die zur Lösung solcher unmotivierten pathologischen Gefühle führen.

---

# Die Jahressitzung des internationalen Vereins für medizinische Psychologie und Psychotherapie.

Bericht von Privatdozent Dr. **Hans W. Maier**, Burghölzli-Zürich.

Der vor drei Jahren gegründete Verein trat am 5. und 6. Sept. 1912 zu einer gutbesuchten Tagung in Zürich zusammen. Die internationale Liga gegen die Epilepsie und der Verein schweizerischer Irrenärzte hatten ihre Sitzungen kurz vorher am gleichen Orte abgehalten.

Am Anfang und im geistigen Mittelpunkt der Verhandlungen stand ein treffliches Referat von Bleuler (Zürich) über „Das Unbewusste". Er führte etwa folgendes aus: Will man die kausalen Zusammenhänge unserer Gefühle, Strebungen und Handlungen verstehen, so muss man auch das sog. Unbewusste dazu rechnen, d. h. die Summe aller derjenigen Empfindungen (resp. Wahrnehmungen), Ueberlegungen, Gefühle, Strebungen und Handlungen, die in allem identisch sind mit den gleichbenannten bewussten Funktionen, nur dass sie nicht bewusst werden. — Die Existenz unbewusster psychischer Vorgänge in diesem Sinne können wir zwar nicht direkt wahrnehmen, wir erschliessen sie aber aus ihren Wirkungen mit ungefähr der nämlichen Sicherheit, mit der wir bestimmte psychische Funktionen bei unseren Nebenmenschen und bei Tieren annehmen. So weit die Wirkungen der Selbstbeobachtung zugänglich sind, wird die Sicherheit sogar noch etwas grösser; denn die unbewussten Funktionen hinterlassen Engramme, von denen manche nachträglich bewusst ekphoriert werden. So kommen uns oft z. B. unbewusste Wahrnehmungen später zur Kenntnis. Bei hysterischer Anästhesie fehlen die Wahrnehmungen nicht, sondern sie bleiben nur unbewusst und können in ihren Wirkungen nachgewiesen werden. Viele Handlungen, die erst bewusst sind, werden später unbewusst, automatisch, ohne im übrigen ihren Charakter zu ändern. Durch Uebung der Affekteinflüsse kann man viele Menschen zu automatischem (unbewusstem) Schreiben, einzelne zu automatischem Sprechen erziehen. Dadurch werden unbewusste Gedanken ausgedrückt, die allerdings meist banal oder gar sinnlos, gelegentlich aber auch hochkompliziert und richtig sind. Unbewusste Ideen müssen als Zwischenglieder der mittelbaren Assoziationen, oder in Form der Konstellation als Mitdeterminanten der meisten Assoziationen überhaupt vorhanden sein. Unbewusst deuten wir eine Menge von Erlebnissen, und wir handeln „instinktiv" darnach (z. B. Beurteilung der Charaktere anderer Menschen und deren Einstellungen uns gegenüber). In der posthypnotischen Suggestion können wir experimentell Handlungen hervorbringen, deren wirkliches Motiv dem Handelnden unbewusst bleibt. Entschlüsse und Einstellungen der Aufmerksamkeit können nachwirken, ohne dass sie bewusst bleiben. In automatischen Bewegungen und im Versprechen und Verschreiben kommen oft Ideen zum Vorschein, die zurzeit nicht bewusst sind oder es nie waren. Unbewusste Gefühle äussern sich mimisch, vasomotorisch, in Assoziationsstörungen usw. Das Bewusste um-

fasst numerisch nur einen kleinen Teil aller psychischen Vorgänge, allerdings in gewisser Beziehung den wichtigsten Teil, aber nicht alles Wichtige. Das Unbewusste ist überhaupt der weitere Begriff. Alles, was bewusst ablaufen kann, kann auch unbewusst ablaufen und wird es gelegentlich tun. Aber nicht umgekehrt. Es gibt aber nicht „ein Unbewusstes", das sich inhaltlich oder sonst in irgend einer Weise dem Bewussten als Ganzes gegenüberstellen liesse, ausser eben in dem Mangel der Bewusstseinsqualität. Beliebige psychische Vorgänge und Gruppen von solchen können unbewusst ablaufen. „Das Unbewusste" ist ein Sammelname für alle diese einzelnen Vorgänge. Unter sich brauchen sie nicht verbunden zu sein. Die unbewussten Funktionen erweisen sich als viel weniger einheitlich als der Teil, der bewusst wird, der normaliter die verschiedenen Strebungen und die Widersprüche auf affektivem wie auf intellektuellem Gebiet in einer Einheit zusammenfasst und sie in der Regel auch einer gewissen Kritik unterstellt. Im Unbewussten kann jede Idee mit ihren Gefühlen und Strebungen, ja jedes Gefühl und jede Strebung für sich allein bestehen. Da können unvereinbare Widersprüche nebeneinander existieren. Dissoziationen und Deviationen des Ideenganges, die im Bewussten durch die täglichen Bedürfnisse und ihre Gewohnheiten ausgeschaltet werden, können daselbst vorkommen und sich in Sonderbarkeiten äussern, wie im Ausdruck eines Gedankens durch Umkehrung der Reihenfolge der Laute. Es bietet deshalb auch den autistischen Denkformen mehr Gelegenheit als das Bewusste. Es ist aber auch zu Mehrleistungen fähig, indem es gelegentlich unterschwellige Empfindungen benutzen kann und z. B. die für bewusstes Auslegen ungenügend ausgedrückten Intentionen eines Suggestors erschliesst. Da die Ideen im Unbewussten nicht verbunden zu sein brauchen, können daselbst nicht nur beliebig abgegrenzte Ideenreihen, sondern bestimmte Strebungen als Ganzes, die „Komplexe", existieren, wobei es nichts ausmacht, wenn sie mit der bewussten Persönlichkeit oder mit anderen unbewussten Komplexen im Widerspruch stehen. — Eine ganz besondere Art von Unbewusstwerden ist die Verdrängung. Wir beobachten oft an uns und anderen, dass Dinge, die uns zu denken schmerzvoll sind, dauernd oder vorübergehend von unserem Ich ausgeschlossen werden nach dem gewöhnlichen Schema, dass wir, einem Naturtriebe folgend, Unangenehmes zu vermeiden streben. Es lässt sich nun in tausend Einzelfällen auf verschiedenen Wegen zeigen, dass die unterdrückten Ideen doch noch in ihren Wirkungen Zeichen ihrer Existenz geben, sie sind also nicht tot, sondern leben in irgend einer Art im Unbewussten weiter. Unter den Komplexen, die in unserer Kultur mit Vorliebe verdrängt werden, befinden sich namentlich sexuelle. Dass die Erziehung so etwas zustande bringen kann, ist aber wohl nur deshalb möglich, weil eine angeborene Tendenz zur Verdrängung sexueller Psychismen besteht, eine Tendenz, die sich direkt beobachten lässt. Auf diese Tatsachen hat Freud seine Theorie des Unbewussten gegründet. Beim Säugling ist nach ihm die Sexualität ausgedehnter als beim Erwachsenen, indem noch andere Stellen als die Kopulationsorgane erogen sind, und indem verschiedene perverse Triebe existieren. Schon früh findet nun nach Freud eine Einschränkung der erogenen Stellen und ebenso der Triebe auf das Normale statt. Abnorme Triebe werden „verdrängt"; die ihnen zukommende Triebkraft kann anders verwendet, sublimiert, und zu sozialen wissenschaftlichen, künstlerischen Bestrebungen verwertet werden. Wenn später unlustbetonte (sexuelle) Ideen auftauchen, können sie durch Anschluss an das früher Verdrängte ebenfalls ins Unbewusste verdrängt werden. Das Unbewusste hat dann in der Hauptsache eine sexuelle Bedeutung. Es scheint nun, diese Auffassung des Unbewussten sei zu eng und zugleich unnötig. Es kann alles Mögliche unbewusst sein oder werden, und es besteht kein prinzipieller Unterschied zwischen dieser Unbewusstheit und der durch sexuelle Verdrängung entstandenen. Jedenfalls müsste die Theorie noch viel besser gestützt werden. — Von jeher existieren auch anatomisch-physiologische Auffassungen, die die unbewussten Psychismen in ein subkortikales Zentrum verlegen. Grasset hat eine solche Auffassung in neuerer Zeit wieder zur Diskussion gebracht. Für dieselbe bestehen keine Anhaltspunkte. Wenn ich zuerst die Buchstaben bewusst forme und sie später unbewusst schreibe, mir bloss den Inhalt des Geschriebenen denkend, so sind, nach allem, was wir wissen, beide Vorgänge in der Rinde lokalisiert, und wenn man unbewusst aus gewissen (meist unbewussten) Wahrnehmungen auf einen

bestimmten Charakter, eine bestimmte Krankheit schliesst („Gefühlsdiagnose“) oder unbewusst ganze Gedankenreihen, die ebenfalls unbewusst bleiben, aufschreibt, so ist es unmöglich, solche Funktionen tieferen Zentren zuzuschreiben. — Will man sich möglichst wenig von den Tatsachen entfernen, und doch eine Auffassung des Unbewussten haben, die es erlaubt, alles Vorkommende zu umfassen, so macht man sich am besten folgende Vorstellung: Ein bestimmter Komplex von Psychismen, der unser Ich konstituiert, ist in seinen aktuellen Teilen beständig bewusst. Das ist eine Tatsache, die zu erklären man zurzeit ausserstande ist. Es laufen nun eine Menge Psychismen ab. Zu einem Teil sind sie ebenfalls bewusst, zu einem anderen Teil nicht. Von den bewussten nehmen wir wahr, dass sie mit dem aktuellen Ich-Komplex enge verbunden sind, von den unbewussten nicht. Wir nehmen nun an, dass diese Verbindung einer psychischen Funktion, die Assoziation mit dem bewussten Ich, dasjenige sei, was einem Psychismus die bewusste Qualität gibt. Was ohne enge Verbindung mit dem Ich-Komplex abläuft, bleibt unbewusst. Damit wird die Bewusstheit zu etwas Graduellem gestempelt, wie es auch der Beobachtung entspricht. Von den unzähligen assoziativen Bahnen, die eine Vorstellung mit dem Ich verbinden, können sehr viele oder nur wenige in einem gegebenen Moment ekphoriert werden. Wir nennen diese Unterschiede Grade der Bewusstheit, obschon Bewusstsein an sich ein absoluter Begriff ist, und auch noch andere Vorgänge (Vergiftungen, Schlaf usw.) das Bewusstsein „verdunkeln“ können.

In der Diskussion begrüsste Schumann die Tagung im Namen der Gesellschaft für experimentelle Psychologie, die zu der Versammlung eingeladen worden war. Er betonte, dass die experimentelle Arbeit ebenso nötig sei wie die vom medizinischen Standpunkt ausgehende klinisch-psychologische, um die uns beschäftigenden Phänomene zu klären. Man kann gewiss nicht warten, bis auf experimentellem Gebiet die vielen feinen Arbeiten geleistet worden sind, und ist deshalb gezwungen, auch die komplizierteren Vorgänge mit gelegentlich ungenaueren Begriffen zu untersuchen, um praktisch vorwärts zu kommen und insbesondere auf therapeutischem Gebiet etwas zu leisten. Das getrennte Marschieren sollte aber die Verständigung über die Hauptbegriffe nicht verhindern. Das „Unbewusste“ wird gegenwärtig auch von den Psychologen ganz allgemein als wichtiger Faktor anerkannt. Ueber die Grenze zwischen „Unbewusstem“ und „Bewusstem“ kann man aber recht verschiedener Meinung sein. Schumann hält es für untunlich, von unbewussten Schlüssen und Urteilen zu sprechen. Immerhin ist er sachlich mit den Schlussfolgerungen von Bleuler einverstanden. — Klages (München) ist nicht dafür, dass Bleuler, wie er ihn auffassen zu müssen glaubte, den unbewussten Phänomenen im ganzen genau die gleichen psychischen Eigenschaften beimisst wie den bewussten. Er möchte sich vorsichtiger und einschränkend so ausdrücken: unbewusst sind diejenigen Vorgänge, die wir einzig auffassen und klassifizieren können nach den Bewusstseinsinhalten, welche sie unter gewissen Bedingungen hervorrufen. Er nahm mit Recht an, dass diese Einschränkung als ein blosser Wortstreit empfunden werde, hält sie aber deshalb für nötig, um einer Rationalisierung des Unbewussten vorzubeugen. Klages will ferner unterscheiden zwischen erlebten und gedachten Bewusstseinsinhalten, um dadurch auseinanderzuhalten, was einmal nur perzipiert oder apperzipiert war. Wenn ein Kind z. B., dem wir in einem unwilligen Ton etwas befehlen, neben dem Inhalte unserer Rede auch auf deren Ton reagiert, so hat es diesen Ton erlebt; der Ton blieb nicht unbewusst, nur denkt ihn das Kind nicht. Es gelang aber Klages nicht, diesen Unterschied des Unbewussten und des nicht gedachten, nur erlebten Bewussten gegenüber den klaren Ausführungen des Ref. einigermassen abzugrenzen. — Kohnstamm (Königstein) ist mit der Terminologie Bleulers durchaus einverstanden, die für den Praktiker unbedingt annehmbar ist. Das Psychische ist auch für ihn der allgemeine Begriff, von dem das Bewusste nur eine besondere Form darstellt. Er meint aber, dass die Terminologie noch vervollständigt werden müsste: „praesentia“ ist für ihn das aktuell im Bewusstsein Enthaltene; „praesentabilia“ sind die im Gedächtnis ruhenden Teile des Seelenlebens, die reproduziert werden können, während dies bei den „impraesentabilia“ nicht der Fall ist. Bewusstseinslagen wie die somnambul-hypnotische möchte er heteropsychisch nennen. Können wir einen impräsentabilen, z. B. viszeralen Vorgang dem hypnotischen Bewusstsein näher bringen, so stellen wir damit eine heteropsychische Kontinuität dar. —

Forel (Yvorne) ist mit den Ausführungen von Bleuler sachlich im ganzen einverstanden, wendet sich aber gegen die Terminologie. Von Unbewusstem sollte man nach ihm nicht reden, sondern nur von „oberbewussten“ und „unterbewussten“ psychischen Inhalten. Das Vorhandensein einer wirklich unbewussten Nerventätigkeit ist nicht beweisbar. Auch das Unterbewusste ist assoziiert, nur in anderer Weise. — Bleuler erklärte in seinem Schlusswort, dass er sich mit Schumann gut verständigen könne, weniger aber mit Klages; dieser habe ihn durchaus missverstanden, wenn er eine Verdoppelung des Bewusstseins in seinen Thesen gefunden habe. Gegenüber Forel halte er daran fest, dass man sehr wohl von einer unbewussten Aufmerksamkeit reden könne, welche getrennt von den bewussten Funktionen vor sich geht.

Hans W. Maier (Zürich) sprach über „die Mechanismen der Wahnideen“. Er hat an einem grösseren klinischen Materiale von Kranken der verschiedensten Arten mit paranoiden Erscheinungen die Genese des Wahnes untersucht und kam dabei zu dem Resultate, dass zwei wesentlich verschiedene Arten zu unterscheiden sind. Einmal können pathologische Dauerverstimmungen in manischen oder melancholischen Zuständen alle gleichgerichteten Assoziationen zum leichteren Ablauf bringen, die entgegengesetzten hemmen; es entstehen dadurch Fehlschlüsse, die unter Umständen auch eine Zeitlang festgehalten werden, aber keine Neigung zur Systematisierung zeigen. Der Typus hiervon wären die unbeständigen Wahnbildungen der reinen Fälle von manisch-depressivem Irresein resp. der Zyklothymien. Die andere, wichtigere, weil häufigere und folgenschwerere Art der Wahnbildung wäre diejenige, die nicht aus einer allgemeinen Affektstörung resultiert, sondern folgende Genese hat: ein Komplex wichtiger Vorstellungen wird mit so viel Affekt belegt, dass er intrapsychisch genügend Energie entwickelt, um konzentrisch ausstrahlend andere Assoziationsabläufe zu stören und zu unlogischen Schlüssen Veranlassung zu geben. Sind die Affekte genügend nachhaltig, so kommt es zur Ausbildung des Systems. Jeder besonders starke Affekt, der mit einer solchen Gruppe gefühlsbetonter Vorstellungen verknüpft ist, kann, wenn er genügend wirksam ist, um das psychische Gleichgewicht zu stören, psychopathische Erscheinungen hervorrufen, oft schon bei sonst Gesunden, hauptsächlich aber bei den psychogenen Störungen und (auf dem Boden der wohl organischen Grundkrankheit) bei der Schizophrenie (= Dementia praecox); diese mit dem „Komplex“ kausal oder wenigstens inhaltlich zusammenhängenden Störungen können Wahnideen, aber ebensogut Halluzinationen, Dämmerzustände, psychogene körperliche Symptome oder Aehnliches sein. Maier schlägt vor, für diese Art der Symptombildung die allgemeine symptomatologische Bezeichnung der „Katathymie“ einzuführen, womit diagnostisch durchaus nichts präjudiziert wäre. Die katathyme Wahnpsychose im eigentlichsten Sinne wäre die Paranoia Kraepelins; der Vortr. tritt dafür ein, dass die gleiche Art der Symptombildung bei jener Art von Fällen zum Festhalten an der Bezeichnung Paranoia berechtige, dass aber in Wirklichkeit damit nicht einheitliche Krankheitsbilder, sondern eine Gruppe von Formen umschrieben werde, die auf ganz verschiedener Basis entstehen. Zur katathymen Wahnerkrankung prädisponiert einesteils eine besonders lebhafte und nachhaltige Affektivität bei gutem Intellekt und starker Neigung zu Komplexwirkungen, andererseits eine schwache Intelligenz bei lebhafter Affekteinwirkung, besonders nach schwereren psychischen Traumen. Maier konnte als „katathyme Formen der Imbezillität“ Schwachsinnige beschreiben, bei denen nach plötzlichen Störungen des psychischen Gleichgewichts paranoide Erkrankungen auftraten, die, mit unscharfen Gehörshalluzinationen verbunden, nie die typischen Affektstörungen der Schizophrenie zeigten und nach einigen Jahren stationär blieben oder das System langsam in den Hintergrund treten liessen. — Der Vortr. glaubt, dass die Durchforschung der Symptomgenese durch allgemeine Affektstörung bei den Manisch-Depressiven einerseits, bei vielen andern Störungen durch katathyme Mechanismen dazu beitragen kann, die psychogenen Komponenten der einzelnen Fälle besser zu verfolgen und dadurch zu dem individuellen Verständnis und oft zur Hilfeleistung für den einzelnen Kranken wesentlich beizutragen. Zum Schlusse bemerkte er noch, dass die eine Art der beschriebenen Wahnbildung die andere nicht ausschliesse; so sehe man eine Mischung der beiden Formen z. B. deutlich in gewissen Stadien der Manisch-Depressiven, die dann den vorüber-

gehend systematisierten manischen Querulantenwahn zeigen; die Kombination von schizophrener Wahnbildung mit interkurrenten manischen oder melancholischen Verstimmungen ist anderseits ja nichts Seltenes.

Mäder (Zürich) sprach über das „Teleologische im Unbewussten". Er glaubt, dass durch die psychoanalytische Untersuchung der Träume zwei verschiedene Funktionen darin aufgedeckt werden. Einesteils wirken sie kathartisch, dienen zur kompensatorischen Befriedigung aggressiver (Rache, Hass) und erotischer Wünsche, und funktionieren so als Ventile einer erhöhten Spannung. Die wichtigere Funktion aber liegt darin, dass in den Träumen versucht wird, bestehende seelische Konflikte zu lösen. Es kommt darin in symbolischer Weise zu einer Bearbeitung der moralischen Probleme des betr. Individuums. Die vom Traum gezeigten Wege werden nicht selten später vom Bewusstsein wirklich eingeschlagen. Untersuchungen bei Neurotikern und bei Gesunden haben Mäder davon überzeugt, dass diese Lösungen häufig dem wirklichen Interesse des Träumers entsprechen, und so eine teleologische Funktion ausfüllen. Es bestehen hier Parallelen zu der psychologischen Auffassung des Spiels, als Manifestation eines wichtigen Instinktes, der sowohl eine kathartische Wirkung wie eine Vorübung späterer ernsterer Betätigungen verursacht. So wäre der Traum und die ihm verwandte Phantasietätigkeit eine Art Fortsetzung des infantilen Spieles, und beides würde zur Anpassung des Individuums an das Milieu helfen. — Zahlreiche, unbewusst verlaufende Tätigkeiten zeigen deutlich teleologische Bedeutung, z. B. die „automatismes antisuicides", gewisse Leistungen in der Autohypnose und im somnambulen Zustand. Ferner verläuft ein guter Teil der künstlerischen und erfinderischen Tätigkeit, wie im ganzen die „intuitive" Arbeitsweise unbewusst und ist doch zweckmässig koordiniert. Wir finden hier überall Aeusserungen der Wirklichkeitsfunktion, die bestrebt ist, das Individuum immer besser dem Milieu anzupassen. Mäder meint, dass auch Flournoys „fonction de l'idéal" ähnliche Prinzipien enthalte. — Der Vortr. gab eine praktische Anwendung seiner Anschauungen, indem er in ausführlicher Weise teleologisch koordinierte unbewusste Phänomene aus dem Leben von Benvenuto Cellini darstellte.

In der Diskussion bemerkte Adler (Wien), dass auch nach seiner Ansicht im Trauminhalt neben der Wunscherfüllung der Versuch zur Lösung aktueller Probleme gesehen werden könne. Er hält das für eine bedeutungsvolle Weiterbildung der ursprünglichen Freudschen Traumlehre.

Klages (München) referierte über das Ausdrucksgesetz und seine psycho-diagnostische Verwertung. Ein Teil seiner Ausführungen wurde bereits im 1. Band dieser Zeitschrift (S. 121—126) anlässlich eines Vortrages über das gleiche Thema in der Berliner psychologischen Gesellschaft referiert. Nach Klages liegt in jeder Willkürbewegung als nicht gewollt die Persönlichkeit des Wollenden; insonderheit entspricht jeder psychischen Disposition eine Qualität der Bewegung nach dem Gesetz, dass der Ausdruck ein Gleichnis der Handlung sei. Der Zorn etwa ist eine heftige, eigentümlich angespannte und auf Zerstörung gerichtete innere Tätigkeit, weshalb der Zornentflammte so verfährt, als ob er mit Heftigkeit und Anspannung etwas zu zerstören die Absicht habe, so wenig auch dadurch (z. B. Zerschlagen von Fensterscheiben) der Anlass seines Zornes getroffen wird. Nach diesem Gesetz lassen sich die Wirkungen charakteristischer Tätigkeitsdispositionen des Menschen auf seine Bewegungsweise, zumal auf sein Schreiben, ableiten und die habituellen Züge der persönlichen Handschrift gewissen Charaktereigenschaften des Schrifturhebers zuordnen. So entspricht die durchschnittliche Ungleichmässigkeit einer Handschrift der Affektivität des Charakters, Grösse, Raschheit und Fluss der Bewegung der Gehobenheit, Schwäche und stockender Ablauf der Gedrücktheit des Gemütes und, um noch ein drittes Beispiel wenigstens anzuführen, eine allgemeine Regelmässigkeit der Vorherrschaft des Wollens. Die Gründe findet man in der Hauptsache am zitierten Orte. — Trotz der Durchsichtigkeit der Abhängigkeitsbeziehung steht jedoch der charakterologischen Verwertung des Ausdrucksgesetzes eine Schwierigkeit entgegen. Nehmen wir etwa die Eile! Sie entspricht der auf das Ziel gerichteten Aktivität. Wie sehr jedoch könnten wir irren, wenn wir daraus auf die Grösse der Unternehmungskraft schlössen. Diese mag sehr erheblich sein und wird gleichwohl eine nur gemässigte

Aktivität bewirken bei stark entwickelter Besonnenheit; umgekehrt führt selbst die schwache Triebkraft zu übereiliger Geschäftigkeit, wenn die Hemmungen des Wirklichkeitssinnes, der Vorsicht, der Selbstbeherrschung nicht verfügbar sind. Der eilige Duktus bildet Tatkraft ab, Zielbewusstsein und Strebsamkeit; aber auch Unbesonnenheit, Ablenkbarkeit, Haltlosigkeit. Oder: die Regelmässigkeit kann vorherrschen, sofern der Wille stark, aber auch sofern das Gefühlsleben verkümmert ist. Napoleon schrieb äusserst unregelmässig, weil seine vitale Energie noch sehr viel mächtiger war als sein gewiss doch nicht schwacher Wille. Wie mancher Bureaumensch umgekehrt schreibt äusserst regelmässig nicht sowohl aus starkem Willen als infolge eines vertrockneten Gemütes. Jedes Bewegungsmerkmal hat für jede seiner Bedeutungen einen charakterologischen Doppelsinn. Einen Fingerzeig zur Ueberwindung der Schwierigkeit gibt uns die Erwägung, dass auch die einzelne Eigenschaft, sofern sie einem jeweils bestimmten Charakter angehört, notwendig wieder eine besondere Färbung habe, worin sich dessen Totalität offenbart. Willenskraft z. B. auf Kosten des Gemütes ist etwas anderes als eine solche aus dem Ueberschuss von Lebensenergie. Dann müssen aber auch die Formen, worin sie sich ausspricht, in etwas verschieden sein, je nachdem ob sie im ganzen der einen oder im ganzen der anderen Handschrift vorkommen. Jede Bewegungsqualität, wie Grösse, Weite, Eile usw. hat folglich in jeder Handschrift wiederum ihren besonderen Index, der sie einem und nur diesem einen System zuweist, so etwa wie eine Fläche von bestimmtem Krümmungsradius zu nur einer einzigen Kugel ergänzt werden kann. Erfassen wir in der Qualität auch diesen Index mit, so haben wir das Ganze und mit dem Ganzen eindeutig jedes seiner Teile. — Solches Erfassen findet unbewusst fortwährend statt und bildet eine stets mitschwingende Seite unserer Wahrnehmungsakte. Während es aber die Wahrnehmungen mancher Personen und in der Folge ihre Urteile beherrscht, haben ihm andere durch die ausgebildete Gewohnheit der Unterscheidung den Weg zum Bewusstsein nahezu abgeschnitten. Es ist daher erforderlich, die Momente im Gefühlston des Gesamterfassens zu bezeichnen, welche für die Bewegungsqualität einmal eine positive, zum anderen eine negative Deutung indizieren. Nun ist die Persönlichkeit jedenfalls ein lebendiger Organismus oder von ihm doch eine wesentliche Seite. Sie hat daher affirmativen Charakter, soweit sie von Lebensströmen gespeist wird. Mit dem Gefühlston, nach welchem wir fahnden, antwortet unser Geist auf den Lebensgehalt der Bilder, und es zielt unsere Frage letzten Endes auf das Kriterium der sinnlichen Erscheinungsform des Lebens ab. Angesichts dessen erwägen wir, dass es zum Proprium des Lebensvorganges gehört, sich niemals zu wiederholen. Jeder Baum ist verschieden von jedem anderen, jedes Blatt an ihm von seinen sämtlichen übrigen Blättern, jede Rippe des Blattes von allen anderen Rippen des nämlichen. Was immer lebt, ist einzig, soweit es lebt, wie sehr es auch als Ganzes und in jedem seiner Teile durch zahllose Aehnlichkeiten zahllosen Gattungen angehört. Da ferner nach unserer Ueberzeugung die Eigenart das Wesen aller „Form" ausmacht, auch der sogenannt künstlerischen, so kann man für Eigenart auch Form einsetzen und die Stufen ihres Vorhandenseins bezeichnen als Unterschiede des Formniveaus. Je höher das Formniveau eines Ausdrucksganzen und also auch der Handschrift ist, umsomehr sind wir zu affirmativer, je niedriger, um so eher zu negativer Deutung aller Einzelzüge verpflichtet; das erst ist der Schlüssel zur diagnostischen Verwertung der Ausdrucksbefunde und damit der Schlüssel zur Physiognomik überhaupt. — Klages erläuterte seine sehr anschaulich vorgebrachten Anschauungen durch Wiedergabe von Lichtbildern, an denen er einige graphologische Probleme praktisch erläuterte.

Trotter und Davis referierten „Ueber die Besonderheiten der Sensibilität", die sich in den Hautbezirken von regenerierenden Nerven finden, Bertolet „Ueber die Wege der sensiblen Leitung im Rückenmark", Stauffacher „Ueber Forschungen betr. Zellstrukturen". Da diese Vorträge sich auf rein organisch-neurologische Fragen beziehen, kann ihre Wiedergabe an dieser Stelle wohl unterbleiben.

v. Stauffenberg referierte über die Erfahrungen, die er mit der Psychotherapie an der Münchener medizinischen Klinik gemacht hat. In entgegenkommender Weise wurde ihm dort Gelegenheit geboten, Psychoneurosen aufzunehmen und in-

tensiv psychisch zu untersuchen und zu behandeln. Er berichtete über die vorzüglichen Erfolge, die er dort hatte, und sprach sich mit Wärme dafür aus, dass sowohl an den inneren Kliniken wie Polikliniken besondere Abteilungen für Psychotherapie eingerichtet werden sollten. — In der Diskussion wurde er von einer ganzen Reihe Redner lebhaft unterstützt. Maier erklärte sich mit ihm auch im allgemeinen einverstanden, glaubte aber, dass es richtiger wäre, die Psychotherapie an einer selbständig neurologisch-psychiatrischen Poliklinik resp. Klinik ohne Unterordnung unter den medizinischen Kliniker zu betreiben. Der Zusammenhang von Psychiatrie und Psychotherapie sollte nicht gelockert, sondern immer inniger gestaltet werden. Der Einwendung, dass die Psychoneurotiker mit Vorliebe gerade die inneren Kliniken aufsuchen und grosse Angst vor allem haben, was mit dem Psychiater zu tun hat, kann entgegengehalten werden, dass die zu errichtenden Polikliniken dem Publikum gegenüber in keiner Weise mit Irrenanstalten oder Stadtasylen verbunden sein dürfen. — Alle Votanten waren über die Zweckmässigkeit und Notwendigkeit der Schaffung wirklich geeigneter Behandlungs- und Forschungsinstitute für Psychotherapie einig; man darf es wohl als eine Frage der lokalen Zweckmässigkeit betrachten, ob eine solche neue Institution ganz selbständig geschaffen, oder der einen oder der anderen Klinik angegliedert werden soll.

Trömner (Hamburg) untersuchte „Leistungssteigerungen der Sinnesfunktion im hypnotischen Zustande“ bei einer grösseren Anzahl von Versuchspersonen. Er fand, dass eine solche Steigerung möglich ist, aber bei den verschiedenen Sinnesfunktionen in sehr verschiedenem Grade. Druck-, Wärme- und Geruchsempfindlichkeit wie auch die Hörschärfe konnten etwa um das 2—4fache vermehrt werden. Am auffallendsten war die Steigerung der Lichtempfindlichkeit einiger Personen: Zwèi z. B. nahmen wachend das Aufleuchten des Lichtes hinter doppeltem Tuche überhaupt nicht wahr, in hypnotischem Zustande dagegen noch in 160 cm Entfernung. Eine nicht nervöse Versuchsperson, welche hinter doppeltem Tuche in 5 cm Entfernung noch gerade einen Lichtschein wahrnahm, hatte hypnotisiert hinter 8fach gefaltetem Tuch die gleiche Empfindung, wenn die Lichtquelle 150 cm entfernt war. — Die erreichte Hyperästhesie bestand ganz oder teilweise nach dem Erwachen aus der Hypnose fort; es scheint also dabei eine Art Bahnung der Sinneswege eingetreten zu sein. Die Möglichkeit der Steigerung war individuell äusserst verschieden.

Busch (Tübingen) fragte in der Diskussion, ob wirklich auch alle Kautelen bei den Versuchen getroffen worden seien, um Täuschungen zu verhindern; Trömner bejahte dies. — Es wäre erwünscht, dass er bei der ausführlichen Publikation dieser Arbeit die eingehenden Protokolle mit Angabe der zeitlichen Anordnung der einzelnen Experimente und der Zahl der eingeschalteten Nullversuche publizieren würde, damit es möglich wird, sich ein Bild über die Genauigkeit der interessanten Arbeiten zu machen.

Forel (Yvorne) sprach über Methoden und Sinn der vergleichenden Psychologie. Er trat dafür ein, dass man bei diesen Untersuchungen den Begriff des Bewusstseins, als an sich transzendent, möglichst ausschalten solle. Der Inhalt des Bewusstseinsfeldes erschöpft sich als Hirntätigkeit, von der aber der grösste Teil nur von untergeordneten Hirnzentren introspiziert wird, indem er teils ganz unbemerkt bleibt, teils in einem Dämmer- oder Schlafzustand abläuft. Solche unterbewusste Zustände unterscheiden sich wesentlich von den apperzipierten Bewusstseinszuständen. Forel möchte drei Hauptgruppen unterscheiden: 1. Gewohnheiten oder sekundäre Automatismen; 2. Schlaf- und andere Dämmerzustände; 3. die vermutlich für sich introspizierten Innervationen der tieferen Hirnzentren und des Rückenmarkes. — Eine rein introspizierte Psychologie gibt es nicht; sie muss stets vergleichend sein, denn sie operiert immer mit Begriffen, die aus dem nicht-introspizierten Ich stammen. — Die vergleichende Untersuchung lehrt uns, dass die Masse des Gehirns zur psychischen Entwicklung relativ proportional ist, d. h. im Verhältnis steht zur Ausdehnung der Muskeln und der Sinnesflächen. Kleinere Tiere haben wegen grösserer Differenzierung der Hirntätigkeiten relativ mehr Gehirnmasse. Ebenso braucht plastische (individuell modifizierte) Hirnfunktion mehr Gehirnmasse als die Instinkte, und kompliziertere Instinkte mehr als einfache; die erblichen Anlagen fasst Forel als rudimentäre Instinkte auf, die den Uebergang vom Instinkt zur plastischen Tätigkeit bilden. —

In bezug auf die Methoden der vergleichenden Psychologie warnt Forel ebenso sehr vor einem unbewusstbaren Mechanismus wie einem kindlichen Anthropomorphismus, der den verschiedenen Tieren menschliche Ueberlegung zuschreiben will. Je mehr das beobachtete Wesen mit dem Menschen verglichen werden kann, desto grösser ist der Wert der Beobachtungen. Vor allem sollten die motorische Reaktion und die Sinnesorgane des Tieres studiert werden, und zwar vor allem durch vorsichtige Experimente. Eine sorgfältige Unterscheidung zwischen Instinkten und individuell modifizierbaren Eigenschaften (Dressurfähigkeit) ist nötig. Das Gedächtnis des Tieres, d. h. die Fähigkeit Engramme zu registrieren und Gewohnheiten zu bilden, muss genau untersucht werden. Bei vorsichtigster Forschung ist es möglich, selbst bei Insekten gewisse Sinnesempfindungen zu berechnen resp. zu erkennen, die wir selbst nicht besitzen, wie z. B. den topochemischen Sinn der Ameisen.

Bohn (Paris) referierte seine Untersuchung „Ueber die mnemischen Phänomene bei niederen Organismen". Er tritt dafür ein, dass der Begriff des Gedächtnisses in der Tierpsychologie schärfer umschrieben werden müsse. Regelmässig wiederkehrende Gleichgewichtsstörungen, welche nur die chemische oder physikalische Reaktion der Nervenzelle auf bestimmte Einflüsse der Umgebung sind, möchte er nicht in den Begriff einschliessen. Das „assoziative Gedächtnis" umfasst dann nur jene Fälle, wo Tiere in einer innerlich spezifisch bestimmten Art und Weise auf einen Reizkomplex reagieren. Das assoziative Gedächtnis in diesem Sinn kann schon bei den niedrigsten Organismen nachgewiesen werden, was Bohn 1907 bei den Aktinien, Metalnikow 1912 bei den Infusorien gelang. Eine äusserst starke Entwicklung zeigt es bei den Insekten und andererseits bei den Vertebraten. — Die Geschwindigkeit, mit der mnemische Erwerbungen gemacht werden, hängt von der Natur und der Intensität der Reize ab; bei chemischen Reizen (Nahrung) ist sie gross. Ein sehr starker Reiz aber verhindert in der Regel ein sehr feines Wahrnehmungsvermögen. Bohn tritt dafür ein, dass die Vererbung mnemischer Phänomene in vielen Fällen angenommen werden könne; vor allem wird aber die Disposition zur Bildung bestimmter Assoziationen von Eindrücken vererbt.

Seif (München) sprach über die Psycho-Pathologie der Angst. Er suchte ihre pathologischen Erscheinungsformen von der normalen abzugrenzen und referierte dann eingehend über die früheren Theorien von Meynert, James-Lange, Störring, Oppenheim und Hoche. Er wies alle diese Erklärungen als unbefriedigend zurück und stellte sich ganz auf den Standpunkt der ausführlich wiedergegebenen Freudschen Anschauungen, die bekanntlich dahin gehen, dass die neurotische Angst eine Aeusserungsform der verdrängten Libido sei. Er wies auf die grossen Unterschiede hin, die zwischen dem mangelhaft an die Realität angepassten, meist in der Phantasie oder im krankhaften Symptom sich abspielenden Sexualleben des Neurotikers und dem des Gesunden bestehen. Er hob hervor, dass eine scharfe Grenze zwischen der Phobie der Angstneurose und der Angsthysterie nicht besteht, betonte aber, dass eine strikte Abtrennung dieser Erscheinungen von der Zwangsneurose möglich und nötig sei.

Ernest Jones ging in seinem Vortrag in Kürze auf die Beziehungen zwischen Angstneurose und Angsthysterie ein. Auch er machte die Freudsche Anschauung der Entstehung der Angst aus mangelnder psychischer Befriedigung der Libido zur Grundlage seiner Ausführungen. Von physischen Momenten, die dabei wirksam sind, betonte er die sexuelle Abstinenz und den Coitus interruptus, legte aber Gewicht darauf, dass die psychischen Faktoren stets kausal viel wichtiger seien als die somatischen; diese resultieren aus intrapsychischen Konflikten mit Fixierung der Libido in einer infantilen Etappe. Die physischen Faktoren allein genügen nie, um einen Angstzustand hervorzurufen; sie treten aber in der Angstneurose mehr hervor als in der Angsthysterie; letztere ist der weitere Begriff, von dem die Angstneurose nur als ein Symptomenbild zu betrachten ist.

Im Anschluss an die Vorträge von Seif und Jones entspann sich eine lebhafte Diskussion über die darin erwähnten Teile der Freudschen Anschauungen. Auf eine Frage von Kohnstamm betonte Seif noch einmal, dass bei der Angstneurose physische Ursachen mitspielen, während bei der Angsthysterie das kausale Schwer-

gewicht ganz auf der psychischen Seite liege. Auf eine Frage von Bleuler gab er weiterhin zu, dass eine scharfe Trennung der Krankheitsbilder von diesem Gesichtspunkt aus sehr häufig nicht möglich sei. — Gräter (Basel) betonte, dass auch nach seiner Erfahrung bei der Angst sexuelle Ursachen eine wichtige Rolle spielen können. Er glaubt aber, dass bei anderen Angstzuständen wieder dieses Moment nicht zu finden ist, ja dass eine Gefahr bestehe, neue Konflikte in die Patienten hineinzusuggerieren, wenn man an alle Kranken von der Freudschen Theorie voreingenommen herantritt. — Trömner (Hamburg) hatte gehofft, dass die Ausführungen seine Skepsis gegen die Freudschen Lehren beheben würden; er fand aber, dass sowohl Jones wie Seif ihre Anschauungen apodiktisch hinstellen, ohne genügende Beweise zu erbringen. Seine eigene Erfahrung hätte ihm den Zusammenhang von Angst und Sexualität durchaus nicht bestätigen können. Er gibt zu, dass die bisherigen Theorien über diese Frage ungenügend seien und hält auch die Aufstellung einer besonderen Form von Angstneurose durch Freud für ein Verdienst. Als angebliche Gründe gegen die psychoanalytische Erklärung weist er darauf hin, dass bei Tieren durch Retention von Sexualreizen nicht Angst, sondern Aggressivität erzeugt wird. Ferner hält er es für einen Widerspruch, dass die spezifische Angstpsychose im Klimakterium, also zur Zeit der schwindenden Sexualwünsche (welche psychologische Wertung wohl sehr zu bezweifeln ist, Ref.) eintrete. — Sexuelle Vorgänge (z. B. Gravidität) beeinflussten Angstpsychosen nicht wesentlich. Trömner kennt auch Witwen, die von nervösen Störungen frei blieben (!). Sexualneurosen und die Angstneurosen glaubt der Votant scharf voneinander trennen zu können, und er hat die Erfahrung gemacht, dass die Regelung der Sexualverhältnisse oft keinerlei Einfluss auf die Angstsymptome hatte. — v. Hattingberg (München) berichtet, dass er in der letzten Zeit mehrere Kinder von 5 und 7 Jahren analysierte, in denen die Angst als angenehmes Gefühl direkt mit einer Art sexueller Erregung verbunden war. Die Angst war dabei deutlich lustbetont. Es handelte sich um Kinder, die psychopathisch frühreif waren und bei denen die Angst als Ersatz für eine vorher sehr stark betriebene Masturbation aufgetreten war. — Adler (Wien) bestätigte durchaus die Beobachtungen des vorhergehenden Votanten. Im ferneren weist er darauf hin, dass für ihn die Angst die Halluzination einer bevorstehenden Gefahr bedeute. Sie sei eine Art Sicherung für den betr. Patienten. Adler führte diese Anschauung an Hand des Beispiels aus, das Seif zu seinem Vortrage als Illustration der Freudschen Angstheorie angeführt hatte. — Kohnstamm (Königstein) ist der Meinung, dass man den klassischen Fall der Angst, nämlich die Todesangst bei schweren körperlichen Krankheiten nicht ausser acht lassen dürfte. Er vergleicht sie mit der Klaviertaste, die bei gelegentlichen Anlässen anklingt und in der Neurose fixiert wird. Die Angst nach Eisenbahnunfällen scheint ihm ein Beweis dafür, wie derartige neurotische Symptome nicht nur sexuellen Ursprungs sein können. Er glaubt, dass das aus dem Gefühl der Hilfslosigkeit entstehende Annäherungsbedürfnis des Aengstlichen leicht fälschlicherweise einen sexuellen Eindruck machen könnte. Deshalb würde er es für zweckmässig erachten, zuerst die unzweifelhaften elementaren Fälle der Urangst zu analysieren und dann nachzuforschen, wie die Brücke von diesen Erscheinungeu zu den entsprechenden neurotischen Symptomen führe. — Zangger (Zürich) macht auf ein Gebiet aufmerksam, in dem Angstzustände besonders ätiologisch untersucht werden können, nämlich ihr Auftreten speziell in den Nachkrankheiten von chronischen Intoxikationen. Es muss dabei betont werden, dass die Angst dabei meist nicht in der Todesgefahr, sondern erst im späteren Verlauf sich zeigt. Die Erforschung des Zusammenhangs mit solchen genau bekannten Ursachen dürfte auch auf die neurotische Angst ein wesentliches Licht werfen. Speziell kämen hier in Betracht die Folgezustände nach Vergiftungen mit Schwefelkohlenstoff, Kohlenoxyd, Nitrobenzol und seltener mit den anorganischen Giften. — Seif betonte in seinem Schlusswort, dass es ihm recht fraglich erscheine, ob bei den Angsterscheinungen, z. B. nach Eisenbahnunfällen oder Vergiftungen, nicht noch neben dem Trauma andere, psychische Ursachen aus der Zeit vor dem Trauma eine wesentliche Rolle spielen. Seine Ausführungen hätten sich aber in erster Linie auf die rein psychopathisch determinierten Fälle von Angst bezogen, bei der nach seiner Meinung stets die von Freud gegebenen Zusammenhänge gefunden werden können.

Adler (Wien) hielt einen Vortrag über „Das organische Substrat der Psychoneurose". Er führte aus, wie in der Krankheitsgeschichte jedes Nervösen sich Erinnerungs- oder Gefühlsspuren einer geringen Selbsteinschätzung wie auch Hinweise auf ein überaus hochgestecktes Ziel finden. Die geringe Meinung von der eigenen Persönlichkeit basiert auf körperlich vermittelten Empfindungen der Schwäche, der körperlichen und geistigen Unsicherheit; es resultiert daraus eine falsche Relation, in die sich das Kind zu seiner Umgebung gesetzt hat. Diese kindliche Unsicherheit ist das Resultat von objektiven und subjektiven Vorgängen. Die subjektiven Momente darin sind die Fehlerquellen durch die Unfähigkeit des Kindes, ein reales Weltbild zu erfassen. Die objektiven Tatsachen bestehen in der normalen kindlichen Schwäche, aber insbesondere auch in deren pathologischen Steigerungen durch angeborene Organminderwertigkeiten. Zur subjektiven Seite gehört die Position des Kindes im Rahmen der meist auch neurotischen Familie. Je geringer die Selbsteinschätzung des Kindes, um so höher stellt es sein Ziel, um so kategorischer baut es seine Richtungslinien aus. Diese Einstellung, oder wie sie Adler nennt, die „vorbereitende Attitüde" des Kindes für sein künftiges Leben, führt dann zur Ausbildung des neurotischen Systems, mittelst dessen sich das Kind als den Herrn der Verhältnisse fühlt. In diesem unbewussten Lebensplan drücken sich dann auch die ganze Umgebung, die Familientradition und insbesondere die Erziehungsmaximen aus. Zu strenge wie verzärtelnde Erziehung führt gleicher Weise dazu, das Unsicherheitsgefühl des disponierten Kindes namhaft zu erhöhen. In der Krankheit mancher Neurotischen findet sich als Endziel im unerschütterlichen Zwange des Unbewussten das Ideal einer Gottähnlichkeit; es bedarf in diesen Fällen der sonderbarsten Attitüden und stärksten Symptome, um im Drange der Welt das Persönlichkeitsideal zu schützen. — Adler hält die konstitutionellen körperlichen Erkrankungen des Kindesalters für äusserst wichtig zur Ausbildung der Neurose, da sie das Gefühl der Unsicherheit des Kindes am stärksten ausgestalten; sie wirken auf die Psyche durch Schmerzen, Todesfurcht, Hässlichkeit, verlangsamte körperliche und geistige Entwicklung. Von diesem Minderwertigkeitsgefühl aus strebt das disponierte Kind seinem überspannten Ideale zu. Aus diesem Kampfe resultieren die seltenen grossen Erfolge von Persönlichkeiten, deren Ueberkompensation gelungen ist, und die häufigeren armseligen Leistungen der Neurosen. Darnach liegt das organische Substrat der Neurose in der Minderwertigkeit des Keimplasmas und der aus ihm entspringenden konstitutionellen Minderwertigkeit der Organe. Als exogene Momente treten Lues, Alkoholismus, Ueberanstrengung, Massenelend usw. hinzu. — Adler brachte zum Schlusse seiner Ausführung ein Beispiel, an dem er nachzuweisen suchte, dass die Annahme der rein sexuellen Aetiologie der Neurose aus einem methodologischen Fehler hervorgehe, der seiner Meinung nach nicht mehr aufrecht erhalten werden könne.

Margulies sprach über „Psychische Ursachen geistiger Störung und über den Begriff des Psychogenen". Er gab eine Uebersicht über die Entwicklung des Begriffs der Psychogenie und legte besonders Gewicht auf die Sommersche Definition, nach der ein charakteristischer Symptombefund, eine bestimmte Anlage mit abnorm starker Beeinflussbarkeit und die ursächliche Wirksamkeit von Vorstellungen auf objektiv körperliche Vorgänge gefordert wird. Der Vortr. hält es für hinderlich, dass nur bestimmte Symptombefunde die Annahme psychischer Ursache gestatten sollten. Zweckmässig erscheint ihm die Fassung des Begriffs durch Birnbaum, der eine klinisch greifbare psychogene Position voraussetzte und die Tatsache fordert, dass eine Erkrankung lediglich durch gefühlserregende Einwirkungen hervorgerufen ist; die Gestaltung der Symptome wäre dabei belanglos. Komplizierter wird selbstverständlich die Erforschung, wenn zu einem Symptombild sowohl wesentlich endogene wie auch psychogene Momente mitwirken. Am ehesten wird man dann von einem psychischen Einfluss auf die Zeit des Ausbruches der Psychose sprechen können. Häufig aber treten affektiv wirksame Vorgänge bereits in dem Prodromalstadium der Geistesstörung auf. Ein Weg zur Aufklärung wäre vielleicht der Versuch, die Affektwertigkeit eines Vorganges für eine bestimmte Persönlichkeit exakt zu formulieren. Zur Erforschung der Disposition könnte man motorische, vasomotorische und hautelektrische Messmethoden anwenden; ferner könnte die Hypnose, das Assoziationsexperiment und gelegentlich die Verwertung glaubwürdiger Selbstbeobachtungen benützt

werden. Die Durchforschung des psychogenen Momentes dürfte nach dem Vortr. die diagnostische Stellung mancher Krankheitsfälle so ändern, dass sie aus der Gruppe der endogenen Störungen in jene der psychogenen gerückt würden.

Brun (Zürich) untersuchte die Ursachen der künstlichen Allianzen bei den Ameisen: die Unterscheidung von Freund und Feind beruht bei diesen Insekten auf der Existenz eines für jede Kolonie spezifischen Geruches, auf welchen alle Individuen gewohnheitsmässig eingestellt sind. Jeder fremde Koloniegeruch löst für gewöhnlich feindliche Reaktionen aus. Indessen gelang es — namentlich durch Mischung der Parteien —, künstliche Allianzen selbst zwischen verschiedenen Arten zu erzeugen. Diese beruhen nicht auf einfacher Aufhebung der physiologischen Geruchsgegensätze infolge Entstehung eines Mischgeruches, denn sie kommen unter Umständen auch in einem Zustand vor, wo überhaupt keine Mischung der Parteien vorgenommen würde. Brun fasst diese Allianzen als Erscheinungen plastisch psychischer, assoziativer Gehirntätigkeit auf, wobei die normale Kampfbereitschaft der Ameisen in mannigfacher Weise unterbrochen oder gehemmt werden kann; dieses höhere sinnliche Assoziationsvermögen, wie Wasmann es nennt (nach Brun „Primitivintelligenz"), dominiert aber über die Instinkte nicht im Sinne einer bewussten Leitung, sondern ist lediglich ein regulatives Prinzip. Sobald die neue Richtung gefunden ist, werden die erworbenen mnemischen Komplexe sekundär automatisiert. Die phylogenetisch alten psychischen Mechanismen behalten in der Tierreihe ihre führende Rolle nach Möglichkeit bei, was als „Beharrungsgesetz der psychischen Dominanten" bezeichnet wird.

Wie sich aus diesem Bericht ergibt, boten die beiden Züricher Tage eine Fülle interessanten Materials. Der Verein hat gezeigt, dass er seinen Zweck erfüllt, der dahin geht, den Vertretern der verschiedenen psycho-therapeutischen Richtungen, die mit wissenschaftlichem Ernste arbeiten, ein neutrales Feld zur gegenseitigen Aussprache zu bieten. Die neue Zusammensetzung des Vorstandes bürgt dafür, dass in Zukunft in dieser Richtung weitergearbeitet wird: Prof. Bleuler (Zürich) liess sich dazu bestimmen, die Leitung des Vereins zu übernehmen, während Prof. Bernheim — der selbst nicht erschien —, nach wie vor das Ehrenpräsidium inne hat. Auch die Wahl des Ortes für die nächste Versammlung dürfte eine glückliche sein. Sie wird in Wien im Herbst 1913 stattfinden, wahrscheinlich im Anschluss an die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Die Verhandlungen in dieser Stadt, wo so viele bedeutende Mitarbeiter der verschiedensten Richtungen unserer Forschungsgebiete ansässig sind, dürften allseitiges Interesse bieten. Die Festsetzung der Themata für die Referate überliess die Versammlung dem Vorstand.

---

# Referate.

**Marcinowski, J.** Der Mut zu sich selbst. Das Seelenleben des Nervösen und seine Heilung. Berlin, 1912, Otto Salle. 400 S. 6 M.

Der Verfasser, dessen ideale Anschauung von der Stellung des Nervenarztes zu seinen Patienten und dessen grosszügige ethisierende Auffassung der Behandlung nervöser Leiden aus früheren Veröffentlichungen bekannt ist, will mit diesem neuen, „den Manen eines kranken Riesen" gewidmeten Werke eine „allgemeine Einführung in das Reich einer werdenden Wissenschaft" geben, nämlich der als Psychoanalyse nach Freud benannten Forschungs- und Heilmethode, und beabsichtigt gleichzeitig „den Versuch einer gemeinverständlichen Aufklärung" gegenüber den vorurteilsvollen und missverständlichen Auffassungen, denen diese Lehre vielfach begegnet sei. Eine eingehende Besprechung des mit aller Offenheit und Schärfe die Gegner der Lehre bekämpfenden Buches würde notwendigerweise zu einer umfassenden Erörterung der prinzipiellen Fragen der vielumstrittenen Theorie und ihrer neueren Modifikationen durch die Anhänger Freuds führen. Schon aus äusseren Gründen muss hierauf an dieser Stelle verzichtet werden. Es erscheint dies aber um so eher zulässig, als der Autor selbst in keiner Weise den Anspruch erhebt, eine ärztlich-wissenschaftliche Abhandlung gegeben

zu haben, sondern sich ausdrücklich an die gebildeten Laien, zu denen nach ihm auch die Mehrzahl der Aerzte in dieser Frage gehört, wenden will, in der Absicht, sie zunächst einmal zum Studium dieser Lehren anzulocken. Der Verf. bekennt offen, dass die von ihm gegebene Darstellung „ohne Beweise im Einzelnen“ sei und will es auch aus wohlerwogenen Gründen unterlassen, die leicht missbrauchbare psychoanalytische Methode, mit der er zu seinen Resultaten gelangte, den Lesern mitzuteilen. Wie andere Freudianer erklärt es auch Marcinowski für eine unerlässliche Vorbedingung der Befähigung, Kritik an ihren Ergebnissen zu üben, dass der Kritiker durch eigene praktische Arbeit die Methode und deren Erfolge kennen gelernt hat. Aber Marcinowski geht hierin noch weiter und stellt damit ein neues in der Nervenheilkunde bisher unbekanntes und, wie man leicht bemerkt, ganz unhaltbares Forschungsprinzip auf: „Ich spreche jedem,“ so fordert er bedingungslos auf Grund des „am eigenen Leibe“ Erlebten, „die Befähigung zu einem wissenschaftlichen Urteil über diese Dinge ab, der nicht Gelegenheit genommen hat, persönlich die Ueberzeugunskraft der Affektänderungen in einer eigenen Analyse zu erleben, der er sich von berufener Hand unterzogen hat. Nur von jenseits dieses Schrittes aus sind uns die Augen offen.“ (Einleitung S. VII.)

Es mag sein, dass es dem Ideal sowohl der Laien wie der Wissenschaft entsprechen würde, wenn jeder Forscher die Krankheit und die Heilmittel, über die er urteilen will, am eigenen Leibe erprobt hätte. Die Konsequenz eines solchen Forschungsprinzipes, sei es auch nur auf dem Gebiete der Psychopathologie, würde ohne weiteres zu Utopien führen. Es ist mir aber auch fraglich, ob selbst die strengsten Vertreter der Lehre, einschliesslich Freud, diesem Marcinowskischen Befähigungsnachweis Genüge geleistet haben, und diejenigen medizinischen Forscher, welche dank ihres gesunden Nervensystems kein Bedürfnis nach einer psychoanalytischen oder anderen Heilbehandlung haben, müssten bis auf weiteres, d. h. bis zu späterer Erkrankung als Unberufene von jeder Meinungsäusserung in diesen Fragen ausgeschlossen werden. Wir wollen anerkennen, dass selbst in dieser höchst eigenartigen Schlussfolgerung ein Körnchen Wahrheit liegt, insofern, als die Einfühlung in die Seelenzustände der Nervösen dem robust gesunden Empfinden eines unentwegt Nervenfesten im allgemeinen schwerer fallen wird als dem vielfältigen Stimmungslagen zugänglichen Sensitiven (wie sie sich häufig genug unter den Neurologen finden). Sehen wir aber von dieser offensichtlichen Ueberspannung eines Prinzips ab, zu der der Verfasser wohl unter dem grossen Eindruck seiner eigenen seelischen Befreiung durch intimste psychoanalytische Aussprache mit einem Kollegen seines Vertrauens gelangt war, so will es mir scheinen, als ob auch der Inhalt des Buches selbst noch im Rausche dieser Begeisterung entworfen und mit rascher Feder zur Niederschrift gebracht worden sei: künstlerisch packende Schilderungen der seelischen Leiden von Nervösen und Psychopathen, poetisch anmutende Traumdarstellungen und -deutungen, eine Fülle von trefflichen Vergleichen, unverkennbare Anklänge an Nietzscheschen Stil und Nietzschesche Ethik, Märchen und Anekdoten in buntem Wechsel; freilich auch eine feuilletonistische Freiheit, wie wir sie wissenschaftlichen Büchern nicht zugestehen könnten, und bisweilen eine Nonchalance der Sprache, die selbst bis zum Vulgären, Menschlich allzu Menschlichem ab und zu herabgleitet! Und so gleichen grosse Teile des Buches weniger einer sachlichen Darlegung als Predigten über eine neue Ethik mit flammenden Protesten gegen die konventionellen Lügen der Gesellschaft, Geisselung der herrschenden Moral auf dem Gebiete des Sexuallebens in und ausser der Ehe, mit Bekämpfung aller Heimlichkeiten im Geschlechtlichen und der Unterdrückung geschlechtlicher Triebe, sowie mit der Forderung, selbst dem kleinsten der Kinder, wenn sie durch Instinkt oder Zufall auf diese Fragen stossen, die volle Einsicht in das Wesen der sexuellen Vorgänge zu vermitteln (Beispiel der Aufklärung eines $3^1/_2$ jährigen Kindes: Maus, Portier mit der roten Mütze und Messer sind Wickel-Wackels und Kribbel-Krabbels, Symbole für Penis, die man lieben darf).

Wie man sich zu diesen ethischen Fragen stellen will, deren praktische Konsequenzen von unabsehbaren persönlichen und sozialen Folgen sein können, muss der Einzelne entscheiden und gehört nicht vor das Forum unserer Wissenschaft. Das aber sei für die allgemeine Beurteilung des Buches hervorgehoben, dass auch in den gewagtesten Forderungen des Verfassers seine Ueberzeugungstreue und der edelste Wille anerkannt

werden muss, sein vermeintliches Ideal im Interesse der Leidenden wie der Menschheit überhaupt zur Verwirklichung zu bringen.

Der in vielen Zügen über Freud hinausgehende Grundgedanke des Verf. ist summarisch zusammengefasst folgender: Alle funktionellen Nervenleiden einschliesslich der meisten Geisteskrankheiten, nämlich Paranoia, manisch-depressivem Irresein, Dementia praecox sind letzthin aus Versündigungs- und Bussideen auf sexuellem Gebiete bewusst oder unbewusst hervorgegangen, als Folge einer verkehrten, naturwidrigen Morallehre, einer zu Unrecht paulinisierten jüdisch-christlichen Ethik; ausgenommen davon wird nur ein kleiner Teil von Nervenleiden, die nach M. als Ohnmachts- und Minderwertigkeitsneurosen zu charakterisieren sind. Dass aber jene Schuldneurosen, die sexuelle Angst und das böse Gewissen zu einer solchen Herrschaft in der Seele gelangen und solche krankhaften Wirkungen erzeugen können, das führt der Verf. in recht interessanter Weise auf die in uns allen schlummernden-atavistischen Instinkte und Anlagen, auf phylogenetische Nachklänge uralter Kulturzustände und deren Gewohnheiten zurück. Ebenso sind die Kapitel 1 und 2, die allgemeine Betrachtungen über die verschiedenen psychotherapeutischen Schulen und die Psychotherapie allgemein enthalten, recht lesenswert, wie auch in den übrigen Kapiteln des Buches mancher kluge Hinweis, manches schöne Wort zu finden ist. So unverkennbar bei allem Marcinowskis grosse empirische Kenntnis der nervösen und psychopathischen Personen hervortritt, so zeigen doch fast alle von ihm gezogenen Schlussfolgerungen und Theorien das gleiche oder ein noch höheres Mass subjektiver willkürlicher Verwertung und Ausgestaltung der Beobachtung, wie die anderer Anhänger Freuds, derart, dass auch hier die nüchterne wissenschaftliche Betrachtung es bald als hoffnungslos aufgeben muss, seinen phantasiereichen Gebilden verstandesgemäss zu folgen.

Die symbolische Auslegung und Analogisierung der von den Patienten berichteten Traumerscheinungen, treibt demgemäss auch bei Marcinowski die herrlichsten Blüten, und er fügt noch eine Besonderheit in den zeichnerischen Darstellungen der Träume und deren Ausdeutung hinzu. Diesen letzteren kann nach Auffassung des Referenten, die ihm Unbefangene bestätigten, kaum mehr Sicherheit und diagnostischer Wert beigemessen werden, als den bekannten Ausdeutungen, die man den Produkten des Silvesterbleigiessens ernsthaft oder scherzhaft hier und da zu teil werden lässt.

Zwei kritische Einzelbemerkungen scheinen mir noch wert, hier angefügt zu werden.

Es muss als ein prinzipieller Fehler bei Marcinowski erscheinen, dass er offenbar nur jene ganz kleine Oberschicht der Bevölkerung, die Damen und Herren der sogenannten besseren resp. reichen Stände bei seinen Erfahrungen und Folgerungen im Auge gehabt hat. Versucht man seine Lehren auf die ungeheuer überwiegende Menge der ein- und zweizimmerbewohnenden Menschheit anzuwenden, so gerät man im Theoretischen wie Praktischen auf zahlreiche Widersprüche. Freilich, für M. sind diese Auchmenschen, aus deren Schicht doch in Wirklichkeit unerschöpflich neue Kräfte emporwachsen und degenerierende Oberschichtbewohner ersetzen, frei nach Nietzsche nur „die Masse einer durch Alkohol und Lebensnot halbvertierten und entarteten Unterschicht," die sich unsittlicherweise (in seinem und Nietzsches Sinne) „kraft ihrer Unbedenklichkeiten uneingeschränkt multipliziert" (S. 356).

Ein weiterer Widerspruch liegt darin, dass der Verf. wiederholt als Eideshelfer diejenigen seiner Patienten anführt, welche mündlich und schriftlich sowohl die psychoanalytischen Deutungen, wie die auf diesem Wege gewonnenen Heilungen bestätigten. Aber auch diejenigen Patienten, welche, wie M. anführt, entrüstet solche Deutungen zurückwiesen und durch das psychoanalytische Verfahren ungeheilt blieben, bilden für die Auffassung des Autors nicht nur keinen Gegenbeweis, sondern auch sie bestätigen ihm die Richtigkeit der Theorie; denn „sie ziehen es vor, selbst lieber krank zu bleiben, anstatt wenigstens durch ihre Genesung dem Arzte recht zu geben" . . . „Das ist der Grund", fährt er fort, „warum viele scheinbar ungeheilt aus unsern Händen hervorgehen" (S. 295). Hier handelt der Verf. offensichtlich nach dem verblendeten Prinzip des anekdotenhaften Anstaltsleiters, der sowohl beim Zugeständnis der Trunksucht Alkoholismus annimmt, wie beim Verneinen, da ja dieses „Leugnen" das typische Merkmal des verlogenen Alkoholikers sei.

Wenn die Ueberzeugungskraft der Marcinowskischen Darlegungen somit oft genug

durch das Uebermass seiner Behauptungen und durch innere Widersprüche allgemein geschwächt wird, so sei doch gegenüber einer gar zu summarischen und einseitigen Gegnerschaft der Freudschen Lehren auch hier ihr Verdienst anerkannt, einerseits die Rolle des Psychischen in den Krankheitsbildern allgemein mehr zur Geltung gebracht zu haben, anderseits die speziellen Beziehungen des Sexuallebens zu den nervösen Leiden zu grösserer Beachtung geführt und die fast unbegrenzte Macht dieses Faktors im gesunden wie im kranken Geistesleben neu gezeigt zu haben, freilich nur in dem an dieser Stelle (vgl. Referat Freud) schon einmal hervorgehobenen Sinne als einer letzthin unerklärbaren allgemeinen Urkraft, deren Walten schon Schopenhauer in unübertroffener Weise in seiner „Metaphysik der Geschlechtsliebe" geschildert hat.

Dr. M. Levy-Suhl (Berlin-Wilmersdorf).

**Adler, Alfred.** Ueber den nervösen Charakter. Grundzüge einer vergleichenden Individualpsychologie und Psychotherapie. Wiesbaden 1912, J. F. Bergmann. 195 S.

Die von reicher Erfahrung und grosser Belesenheit zeugende Fülle psychologischer Einzelheiten literarischer, philosophischer und allgemeiner Bemerkungen, die Adler in seinem Buch mit feuilletonistischer Freiheit aneinandergereiht und zur Begründung seiner theoretischen Auffassung dargelegt hat, macht es nicht leicht, den Inhalt seiner Abhandlung in einem Referat vollwertig zur Anschauung zu bringen. Für den Autor selbst ordnen sich freilich alle seine Darlegungen, jedes einzelne seiner, wenn auch noch so heterogenen und widersprechend erscheinenden Angaben einer gemeinsamen Grundidee unter, nämlich: dass der ganze Umkreis aller neurotischen Erscheinungen — und er reicht bei Adler weit hinein in das Gebiet der notorischen Geisteskrankheiten — von der Trigeminusneuralgie bis zu den Selbstmordideen, vom Stottern bis zur sexuellen Perversion, dass in gleicher Weise alle bei Nervösen angeblich stärker auftretenden Charaktereigenschaften, seien es solche wie Geiz, Misstrauen, Nörgelsucht, Neid, Grausamkeit, Simulation, seien es solche wie Mitleid, Bescheidenheit, Gewissenhaftigkeit, Pedanterie, Bussfertigkeit, sei es Schamhaftigkeit, sei es Schamlosigkeit, kurz, dass alle bekannten nervösen Erscheinungen und Charakterzüge zu erklären sind von einem bestimmten fingierten Endzweck aus, den die Kranken dabei vorwiegend unbewusst verfolgen. Dieses Endziel ist aber nichts anderes, als das nach Adler jeder Neurose zugrunde liegende Gefühl der Minderwertigkeit und Unsicherheit zu überwinden und demgemäss der unablässige „Versuch der Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls, dessen einfachste Formel im übertriebenen „männlichen Protest" zu erkennen ist. Diese Formel: „Ich will ein ganzer Mann sein!" ist die leitende Fiktion in jeder Neurose ...". Der letzte Grund dieses Strebens und Bedürfnisses, immer wieder Beweise der Männlichkeit zu erbringen, liegt, „was jede Untersuchung ergibt", darin: das Minderwertigkeitsgefühl „verlangt mit Macht eine leitende, sichernde, beruhigende Zweckstellung, um das Leben erträglich zu machen. Was wir das Wesen der Neurose nennen, besteht aus dem vermehrten Aufwand der verfügbaren psychischen Mittel". Hilfskonstruktionen und Fiktionen der verwickeltsten Art im „Denken, Handeln und Wollen", theoretische und praktische Vorsichts- und Vorbeugungsmassnahmen, Aufstellen von Prinzipien, vorbauende seelische Bereitschaften und Ueberbauten über schwache Punkte, verschärftes Messen und Vergleichen, dauerndes Abtasten der Umgebung auf Vor- und Nachteile, erhöhtes Festhalten der Erinnerungsspur von schreckenden und tröstenden Erlebnissen, Furcht, Hoffnung und Zweifel, alles dient nur dem einzigen Zweck, Herabsetzungen des Persönlichkeitsgefühls zu entgehen und dieses selbst zu erhöhen. „Die Kenntnis dieser wie empfindliche Fühler sich weit erstreckenden psychischen Bereitschaften ermöglicht erst das Verständnis für den Kampf des Nervösen mit seinem Schicksal, für seinen gereizten Aggressionstrieb, für seine Unruhe und für seine Ungeduld". So entstehen bei ihm die verschärften und auffälligeren Charakterzüge. Durch erlittene Herabsetzung können die Sicherungstendenzen immer komplizierter werden und finden in neuen nervösen Symptomen ihren Ausdruck. Immer aber sind es Kunstgriffe mit dem einen Ziel, sich eine Ueberwertigkeit zu verschaffen oder, was gleichbedeutend ist, von „unten nach oben", vom „Weiblichen zum Männlichen" zu gelangen, dem Charakter eine „männliche Hauptlinie" zugrunde zu legen.

Dies ist der von der Symbolsprache Adlers möglichst frei gehaltene Grundgedanke seiner Theorie. Wie bei Freud spielen nämlich auch bei ihm im Wach- wie im Traumzustand die Symbole eine grosse Rolle. Auch Adler kennt eine Analsprache, eine Urinsprache, einen Organjargon; ebenso schreibt auch Adler dabei dem Unbewussten nicht nur die Zweckmässigkeit zu, die wir alle im Triebleben oft erkennen, sondern setzt auch bei ihm in unwillkürlichen Prozessen wie etwa Obstipation oder Vaginismus ein ganz ungewöhnliches Raffinement und Fähigkeiten voraus, die nur auf empirischen Einzelkenntnissen und Ueberlegungen beruhen könnten. Eine grosse Bedeutung fällt auch bei Adler dem Sexualleben zu, speziell dem Gefühl, „verkürzt" zu sein und dem nach ihm sehr häufigen, drückenden Bewusstsein, ein zu kleines männliches oder ein weibliches Genitale zu besitzen.

So unverkennbar die Schule Freuds hierin wie in seiner ganzen psychoanalytischen Methode und Therapie, in seinem wissenschaftlichen Jargon zum Ausdruck kommt, so hebt doch der Verfasser selbst mit vollem Recht die grundsätzlichen Abweichungen seiner Theorie von der seines einstigen Meisters hervor. Diese Gegnerschaft gegen die orthodoxe Schule scheint mir bei der Bedeutung, die Freuds Lehren gewonnen haben, beachtenswert genug, um die Hauptpunkte der Adlerschen Reformation an dieser Stelle anzuführen.

Drei der „fundamentalen Anschauungen" „aus den fruchtbaren und wertvollen Leistungen Freuds" seien „als irrtümlich abzusondern, da sie den Fortschritt im Verständnis der Neurose zu versperren drohen". Erstens: „Die Auffassung der Libido als treibende Kraft für das Geschehen in der Neurose" ist unzutreffend; es ordnet sich vielmehr die Libido des Neurotikers, sein Sexualtrieb und seine Perversionsneigung dem oben dargelegten Leitgedanken, „den höheren Zielen", unter. Ein zweiter Einwand trifft Freuds Grundanschauung von der sexuellen Aetiologie der Neurosen. Den sexuellen Inhalt in den neurotischen Phänomenen erkennt Adler zwar theoretisch wie in seinen praktischen Beispielen überreichlich an, aber das Sexuelle ist nach Adler lediglich ein täuschendes Bild, ein Gleichnis, hinter dem in Wirklichkeit der ideelle Gegensatz „Männlich-Weiblich" steht und in dem nur die verschiedenen Formen des „männlichen Protestes", die männliche Zwecksetzung zum Ausdruck gelangt.

„Sonderbar", fährt Adler fort, „dass Freud, ein feiner Kenner des Symbolischen im Leben, nicht imstande war, das Symbol in der sexuellen Apperzeption aufzulösen, das Sexuelle als Jargon, als Modus dicendi zu erkennen. Aber wir können dies verstehen, wenn wir den weiteren Grundirrtum ins Auge fassen, die Annahme, als stünde der Neurotiker unter dem Zwange infantiler Wünsche, die allnächtlich (Traumtheorie) aufleben, ebenso auch bei bestimmten Anlässen im Leben." In Wirklichkeit stehen auch diese infantilen Wünsche schon unter dem Zwange des fiktiven Endzieles, und auch die Incestgedanken sind lediglich ein Gleichnis. (S. 4—5.)

Die Behauptung der Psychoanalytiker, die Libido des Nervösen sei an Vater und Mutter fixiert, wird auch sonst von Adler bekämpft. Nach ihm schafft die einzige wirkliche Liebesbedingung „der Wille zur Macht und zum Schein", und so sind beispielsweise die Impotenz und Perversion lediglich schützende Kunstgriffe vor der Gefahr der Herabsetzung und Unterwerfung durch den Ehepartner. Auf diese Weise gelangt der Autor auch zu der auffälligen Behauptung, dass bei Nervösen allgemein „die Liebes- und Ehebereitschaft" „zerstört oder unausgebaut gelassen" sei. (S. 105.)

Diese Hinweise auf den Inhalt müssen genügen. Es wäre nur noch zu betonen, dass Adler an Kühnheit und Freiheit in den Deutungen von Träumen und Symbolen, in Schlüssen aus Wortklängen und Buchstabenübereinstimmungen der alten Freudschen Schule nichts nachgibt; auch bei ihm spielt der Arzt vielfach die Rolle des Rezipienten oder Blitzableiters in der Therapie, freilich nicht als Liebesobjekt wie dort, sondern als ein im Kampf mit dem Nervösen scheinbar Unterliegender und damit zur Erhöhung oder Wiederherstellung von dessen Selbstgefühl geeignetes Werkzeug; schliesslich fehlt auch bei diesem Autor jeder Maßstab und jede Angabe über den Umfang der mit seiner Aufklärungstherapie vorübergehend oder etwa dauernd erzielten Erfolge.

So sehr auch die mit starrer Konsequenz durchgeführte Grundidee überwuchert ist von unbeweisbaren Voraussetzungen und subjektiven Annahmen aller Art, kann man

ihr eine in freilich nur viel beschränkterem Umfang zutreffende richtige Seite nicht absprechen, und trotz aller Bedenken im einzelnen werden die Darlegungen das Verständnis für manchen nervösen Charakterzug zu erhöhen und manche Krankheitserscheinung in ein neues Licht zu setzen vermögen.

Dr. M. Levy-Suhl, Berlin-Wilmersdorf.

**Levy-Suhl, Max.** Ueber experimentelle Beeinflussung des Vorstellungsverlaufs bei Geisteskranken nebst einer Kritik der Assoziationsexperimente an Geisteskranken, Leipzig, Johann Ambrosius Barth, 1911, 142 S.

Der Verfasser bringt in dieser Arbeit, wenn auch in etwas abgeänderter und erweiterter Form drei Beiträge, die ursprünglich in der Zeitschrift für Psychologie erschienen sind. Die Experimente wurden in der psychiatrischen Klinik der Königlichen Charité zu Berlin, als sie noch von Ziehen geleitet wurde, angestellt. Die Arbeit zerfällt auch in der neuen Form in drei Teile; die beiden ersten umfassen eine kritische Betrachtung der Wort-Assoziationsexperimente und der bisherigen Methoden, ferner eine Begründung für seine abweichende Stellungnahme und schliesslich die Darlegung des eigenen Verfahrens; der dritte Teil bringt seine eigenen Versuche und die Versuchsergebnisse. Was die Kritik der bisherigen Assoziationsexperimente betrifft, so erklärt der Verfasser, es sei für die Beurteilung und Feststellung der Assoziationsform in den Reaktionen der einzelnen Individuen die Berücksichtigung der jeweiligen individuellen Ausgangsvorstellung nötig, deren Gleichartigkeit aber keineswegs durch die Anwendung des gleichen Reizwortes gewährleistet wird. Mit dem einfachen physiologischen Forschungsprinzip, wie es einzelne sich vorstellen, sei es bei diesen von der Individualität so sehr abhängigen Experimenten nicht getan. Was die besonders interessanten Experimente betrifft, die an Geisteskranken angestellt wurden, so handelt es sich um 44 Fälle. Auf Grund der Ergebnisse werden sie in vier Gruppen geteilt, und erst nachträglich beschäftigt sich der Verfasser, mit der Frage, ob diese Gruppeneinteilung von der Krankheit selbst abhängt. Was die Gruppeneinteilung betrifft, so spielt eine grosse Rolle Ziehens Begriff Hyperprosexie. Ziehen versteht darunter eine psychopathologische Erscheinung, in der erhöhte Weckbarkeit oder Ansprechbarkeit der Aufmerksamkeit, die „Hypervigilität“ kombiniert auftritt mit dem gleichsinnigen Phänomen der herabgesetzten Haftfähigkeit der Aufmerksamkeit, der „Hypotenazität“. Die Versuche selbst geschehen so, dass irgend ein Wort, z. B. Fisch, Geld, Liebe, Kirche als Zwischenrufe genannt wurden und nun die Reaktion des Patienten auf die Zwischenrufe geprüft wurde. Mit Rücksicht auf die Ergebnisse teilt der Verfasser die Fälle in vier Gruppen. Bei der ersten handelt es sich um ein reaktives Verhalten nach Art der Normalen. Bei der zweiten tritt eine allgemeine indifferente Hyperprosexie auf, d. h. die Kranken gehen sofort auf den Zwischenruf ein, sie geben die vorher aktive Vorstellungsreihe preis. Die allgemeine indifferente Hyperprosexie zeigt inbesondere folgende Merkmale: 1. Gleichgültigkeit gegen den Unterbrechungsakt und somit jederzeitige meist kritiklos einschnappende Reaktion; jedem Zwischenruf wird sofort die Aufmerksamkeit zugewendet und an ihn werden Assoziationen angeknüpft, unter definitiver Preisgabe der unterbrochenen autochthonen Vorstellungsreihe. 2. Gegenüber dem Inhalt des Reizwortes besteht eine starke Neutralität; der Charakter des Reizwortes spielt keine so grosse Rolle. 3. Jede tiefere Verarbeitung in den Assoziationen fehlt nahezu ausnahmslos. In der dritten Gruppe sind die Fälle zusammengefasst, wo die Hyperprosexie nicht unterschiedslos jedem beliebigen Zwischenrufe gegenüber in Erscheinung tritt, sondern eine affektive Verarbeitung stattfindet. Der Inhalt des Reizwortes ist hier von wesentlichem Einfluss und zwar besonders die subjektive Bedeutung des Reizwortes für die Versuchsperson. Infolgedessen tragen die Assoziationen einen mehr kritisch persönlichen Charakter. 4. In der vierten Gruppe fasst der Verfasser die Fälle mit hypervigiler Reaktion mit Kontamination und Dissoziation zusammen. Wird das Reizwort selbst — oder auch eine von dem Reizwort erweckte Assoziation — aufgeschnappt und kritiklos in die gerade herrschende Vorstellungsreihe aufgenommen und wird dabei unverändert an der gerade eingestellten Satzform oder doch an der grammatikalisch eingekleideten Redeweise festgehalten, ungeachtet der daraus resultierenden Kontaminationen, so liegt das Merkmal der Hyper-

vigilität vor, aber man kann nicht mehr von einer herabgesetzten Tenazität sprechen, und somit auch nicht mehr von Hyperprosexie. Ebenso kommt der Fall vor, dass die Inkohärenz im Vorstellungsablauf so hochgradig wird, dass ein Prinzip der assoziativen Beziehung in der Wortfolge kaum noch erkennbar ist.

Der Verfasser hat nun 4 Fälle in die Gruppe I, 11 in die Gruppe II, 5 in die irregulären Formen der Gruppe II, 16 in Gruppe III und 8 in Gruppe IV einrangiert. Er kommt dabei zu dem Resultat, dass die psychologischen Gruppen auch gewissen diagnostischen Gruppen in weitem Umfang entsprechen. Besonders auffallend ist es, dass fast alle Paranoiaformen in die Gruppe III gehören und alle Formen der Manie in die Gruppe II.

Dr. Albert Moll.

---

# Verschiedenes.

## Georg Chr. Schwarz †.

Von Adolf Ringling, Oosscheuern-Baden-Baden.

Am 12. Okt. v. Js. erlag ein bekannter, eifriger Förderer der Arbeitstherapie, Georg Chr. Schwarz in Strassburg i. Els., 44 Jahre alt, einem Nierenleiden. Sein Buch: Das einzige Heilmittel bei Nervenleiden[1]), Verlag G. Strübig, Leipzig, ist mir vor etwa zehn Jahren zur Rettung aus mehrjähriger grosser Nervennot und von umwälzender Bedeutung für meinen ganzen ferneren Lebensweg geworden. Aufrichtige Verehrung und Dankbarkeit drängen mich, dem Verstorbenen und seinem Schaffen, an dem ich auch tätigen Anteil nahm, an dieser Stelle in meinem wie im Namen aller Nervenkranken, für die er gelebt hat, einige Worte zu widmen.

Schwarz wuchs als Sohn eines Oberförsters auf dem Lande auf. Selbst auch einmal den grünen Rock zu tragen, war das Ideal, das dem Kinde und Jüngling vorschwebte. Doch ein schweres Nervenleiden, als dessen Gelegenheitsursache er eine langwierige Nasenrachenaffektion und die vergeblichen Versuche ihrer Beseitigung auf operativem Wege ansah, zwang ihn 1887 das Gymnasium zu verlassen. Nach kurzer Erholung trat er in eine Buchhandlung ein. Infolge quälender Beschwerden musste er auch dieser Arbeit bald den Rücken kehren. Trotz fortgesetzter ärztlicher Behandlung verschlimmerte sich das Leiden derart, dass die Angehörigen im Winter 1893/4 den zum Schatten gewordenen bettlägerigen 25jährigen völlig aufgaben. Doch er selbst verzagte nicht. Rastlos forschte sein starker Geist nach der rechten Erkenntnis; unentwegt hielt er an dem kraftvoll tätigen Wollen fest, wieder hochzukommen und seinen Mitmenschen in tüchtiger Arbeit Tüchtiges zu wirken. Und es sollte gelingen! Lichter und lichter wurde es in ihm, bis er die Grundlagen wahrhaft erspriesslicher Nervenpflege endlich in voller Klarheit schaute.

Als Heilmittel für nervenschwach Gewordene hatte Schwarz die Regelung der Tätigkeit „als des gesamten Tuns und Lassens im Bereich des Körperlichen und des Seelischen", die Regelung der ausserwesentlichen wie wesentlichen Arbeit, also ein harmonisches, individuell verschiedenes Verhältnis zwischen vorhandenem Kraftmaß und Betätigung oder, kurz gesagt, die rechte Arbeit erkannt. Trotz seiner übergrossen Schwäche und Bettlägerigkeit folgte dem Gedanken sofort die Tat. Erst im Kleinsten, bis allmählich die Kräfte zunahmen und eine Steigerung der Leistungen ermöglichten. Unentwegt und unbeirrt wandelte er die folgenden Jahre den mühsam gefundenen und oft steinigen Pfad bis zur Gesundung.

Während der Genesungszeit arbeitete Schwarz, was sich bot und ihn zu fördern vermochte; u. a. betätigte er sich in der Gärtnerei, im Zeichnen, Modellieren

---

[1]) Der wenig glücklich gewählte Titel war vor der Drucklegung vom Verleger gefordert worden.

und in der Schreinerei in der Strassburger Kunstgewerbeschule, schriftstellerte, gab Unterricht in Stenographie, organisierte Stenographenvereine usw.

Aber die eigene Gesundung genügte dieser edlen Natur nicht. Es trieb ihn, den vielen suchenden Leidensgenossen als Schriftsteller ein Wegweiser zu werden und für die als dringend notwendig erkannten Volksnervenheilstätten und eine Reform der bestehenden Sanatorien für Nervenkranke einzutreten. Den „Proletariern" unter den Kranken, vor allem aber den hilflosesten und bedürftigsten ein helfender Freund zu sein, wurde sein brennendes Verlangen. Und er führte ihre Sache unermüdlich und auch erfolgreich mit tiefem Verständnis, klarem Blick und warmem Herzen.

1895 trat Schwarz zum erstenmal mit der von ihm vertretenen Lehre vor die Oeffentlichkeit. 1899 bot er sie den Nervenleidenden in seinem „Heilmittel", das mit einführenden Worten Pelmans ins Schwedische übersetzt worden ist, unter ganz besonderer Berücksichtigung der am schwersten Heimgesuchten und oft Verzweifelten, in meisterhafter Geschlossenheit und Form. Eifrig befürwortete er in dieser Schrift auch öffentliche Nervenheilanstalten für Minder- und Unbemittelte. Sehr eingehend begründet wurde diese Forderung neben anderem von ihm in der 1903 erschienenen Broschüre: Ueber Nervenheilstätten und die Gestaltung der Arbeit als Hauptheilmittel, Verlag J. A. Barth, Leipzig. 1907 veröffentlichte er in den Nrn. 38/46 der Psychiatrisch-Neurologischen Wochenschrift in Form einer Artikelserie eine trotz aller Kürze ausgezeichnete, annähernd monographische Darstellung der Arbeitstherapie. In einem grösseren nachgelassenen Aufsatz nahm Schwarz Stellung gegen die reine Psychotherapie.

Nach den herben Enttäuschungen der Krankheitszeit erlebte er als Schriftsteller das Glück, seine Arbeit für die Nervenleidenden von einer Reihe angesehener Fachärzte anerkannt zu sehen und von einer Unzahl Kranker zu hören, sie seien durch ihn auf den rechten Weg geführt worden. So nannte ihn P. J. Möbius seinen verständnisvollen, wackeren Bundesgenossen, dessen uneigennützige Tätigkeit wahrlich des Lobes wert sei. Wie selbstlos aber der aus innerster Nötigung schaffende, verdienstvolle und doch so bescheidene, schlichte Mann in der Tat war, davon wissen am besten eine grosse Zahl minder- und unbemittelter Nervenkranke zu berichten, denen er, manchen jahrelang, unentgeltlich und freundwillig mit Rat und Tat zur Seite stand. Schmerzlich bis ans Ende blieb es ihm, die Mittel nicht zu besitzen und den Beistand nicht zu finden, gemeinsam mit einem gleichgesinnten, fähigen Arzte seinen Leidensgenossen eine vorbildliche Heilstätte und daran anschliessend weitere Organisationen zur Linderung nicht nur der unmittelbaren Nerven-, sondern auch der oft genug nebenhergehenden wirtschaftlichen Not schaffen zu können.

In einer Anzahl Städte trat Schwarz für seine Ideen auch durch Vorträge ein.

Von 1904—08 war er im Sanatorium Schirmeck (Els.) als Arbeitsinstruktor tätig. Von 1908 bis zum Tode gehörte er der Illenau als Direktionssekretär an, wo ihm nach vieler Bitterkeit seines Lebens recht glückliche Jahre beschieden waren.

Der hohe Wert der Schwarzschen Lebensarbeit ist durch die vorzüglichen praktischen Ergebnisse und die offizielle Anerkennung der rechten Arbeit als natürlichstes und unentbehrliches Heilmittel für funktionell Nervenkranke erwiesen. Und Schwarz wird mit seiner Behauptung Recht behalten, dass die Arbeitstherapie als vorgeschobener Posten auf dem Kulturwege den nervös Erkrankten und Schwachen als den seelisch und körperlich Empfindlicheren und Bedürftigeren schon jetzt das geben will, was weitschauende Geister seit Jahrtausenden als das höchste Ziel menschlicher Veredelung und kultureller Entwickelung aussprachen: die Umwandlung des rohnatürlichen in edelnatürliches, in bewusst rechtes Leben, die Beglückung des Menschen durch Erhöhung seiner Produktion, seiner Fröhlichkeit, seiner körperlichen, geistigen und moralischen Stärke durch individuell rechte Arbeit.